

François Höpflinger

Reise zu den Neidgenossen

Ein satirischer Zukunftsroman

(2. Teil)

1. Teil: Die Stadt der Gnomen (ebenfalls elektronisch verfügbar, via www.hoepflinger.com)

Prolog
Partei des Südens
Abteilung für Desinformation
Rom

An
Prof. Dr. G. Bollini
Institut für helvetische
Industriearchäologie

Sehr geehrter Genosse Professor

Sie haben sich nach Unterlagen über die sogenannte Stadt der Archivare erkundigt.

Bekanntlich folgte nach dem Zusammenbruch der technischen Zivilisation eine geschichtslose Zeit von Chaos und Unordnung. Das Gebiet nördlich der Alpen zerfiel in viele kleine Staaten und Gemeinschaften.

In Italien waren Kirche und Partei des Südens lange Zeit damit beschäftigt, nach dem Zusammenbruch wieder eine Neue Ordnung zu errichten. Der Norden hingegen blieb weiterhin unbekanntes Wildnis. Erst der Zwölfte Volkskongress beschloss, sich vermehrt um die Gebiete nördlich der Alpen zu kümmern und die notwendige Entwicklungsarbeit auf sich zu nehmen.

Genosse Silvan von Bologna war der erste Parteimann, der die Alpen bezwang, um das Licht der Zivilisation in das unterentwickelte Helvetien zu bringen.

Seit der heroischen Reise Silvans hat sich die Lage in Helvetien bedeutend verbessert, vor allem dank der solidarischen Entwicklungshilfe aus dem Süden.

Vom raschen Wiederaufschwung zeugt der wachsende Zustrom von helvetischen Gastarbeitern nach Italien und Nordafrika. Zumeist grobe, ungehobelte Kerle, aber ganz arbeitsam, diese Schweizer.

Leider werden wir auf die Dauer nicht darum herumkommen, den Zustrom an Schweizern zu bremsen, da sie nicht besonders integrationswillig sind und kaum je an den staatlichen Streikaktionen teilnehmen.

In der Beilage senden wir Ihnen den offiziellen, allein wahren Bericht darüber, wie unser Parteigenosse Silvan vor rund hundert Jahren von Zürich über Basel zur Stadt der Archivare gelangte und was er dabei erlebte.

Partei-offizielle Grüße, auch im Namen unseres Heiligen Vaters,
Mohammed IX.
Der stellvertretende Sekretär,
Lugino

An einem klaren Frühlingsmorgen verliessen drei Reisende Zürich, jene helvetische Kleinstadt, die den Bankherren diene. Mit Erleichterung liessen sie die zerfallenen Mauern einer zerstrittenen Stadt hinter sich. Der Anführer der drei war Silvan, Agent und Diplomat aus Bologna, ein mittelgrosser und hagerer Mann. Sein langgedehntes Gesicht mit den hervortretenden Backenknochen wurde von langen, schwarzen Haaren umrahmt. Hellgrüne Augen kontrastierten mit der dunklen Haut und dem kurzen, pechschwarzen Schnauz.

Silvan, ein getreuer Gefolgsmann der Partei des Südens und Träger des Ordens zum „Heiligen Carlo Marx“, hatte den Auftrag, die unterentwickelten Gebiete nördlich der Alpen zu erkunden.

Ihm hatten sich zwei Eingeborene angeschlossen. Da war zum einen Andreas von Fanas, ein stämmiger, kraushaariger jungen Mann aus dem wilden Stamm der Bündner Bergdemokraten; ein richtiger Naturbursche, wie sie nur noch in der unzivilisierten Wildnis der Schweiz aufwuchsen. Zum anderen begleitete ihn eine schlanke, junge Frau mit langen, dunkelblonden Haaren: Madeleine aus einer Esoterikergemeinschaft, die sich Silvan angeschlossen hatte, um den ewigen Meditationsübungen ihrer Familie zu entkommen.

Ihr nächstes Ziel war eine kleine Stadt weiter nordwestlich: Basel. Dort hoffte Silvan mehr über die sogenannte Stadt der Archivare zu erfahren. Gerüchte waren nach Süden gelangt, dass sich im Norden, jenseits der Alpen, ein Überrest der Alten Zivilisation erhalten habe. Pilger sprachen von einer geheimnisvollen Stadt, in der die verlorengegangenen Geheimnisse der Technik gewahrt würden; eine Stadt, in der das Rezept der taghellen Nächte und der grausauren Luft heilig gehalten werde: eine Stadt, in der man stählerne Vögel und eisernen Lungen baue; eine Stadt, die die Kunst des Fernsehens und des Ferntötens verstände.

Wahrheit oder Legende?

Silvan war skeptisch. Seiner Meinung nach handelte es sich um das blödsinnige Gerücht einiger Nostalgiker, die verschwundenen Zeiten nachtrauerten. Aber Befehl war Befehl, und er hatte den geheimen Auftrag, dem Gerücht nachzugehen, die Stadt der Archivare – falls es sie gab – aufzusuchen und der Partei genauen Bericht zu erstatten. Es wäre auf jeden Fall gefährlich, Überreste des Alten Wissens unkontrolliert überleben zu lassen.

Deshalb also wanderten unsere drei Reisenden in nordwestlicher Richtung über ein weites, überwachsenes Ruinenfeld, aus dem ziellos rostige Stahlträger ragten. Eine ehemalige Industrieanlage der Alten, erkannte Silvan mit geübtem Auge. Sehr wahrscheinlich der Hauptsitz früherer Autokraten, die sich am Benzinduft berauscht hatten. Das Gehen war mühsam. Immer wieder mussten sie ölig glänzende Tümpel umgehen, in denen sich sechsbeinige Frösche tummelten. Glücklicherweise erblickte Madeleine in der Ferne eine Strasse, auf der sich langsam einige Planwagen bewegten.

Sie schritten auf die Strasse zu und wurden von einer Gruppe Bauern begrüsst, die Waren nach Zürich schlepten: Eier, Brot und bunte Kampfahne.

Einige Männer mit kahlgeschorenen Schädeln kreuzten ihren Weg. Sie waren in lange, hellgrüne Gewänder eingehüllt. Die Männer begrüsst die drei Reisenden mit eingeübtem Lächeln. Sie übergaben Silvan schweigend ein Traktat, das die nahe Ankunft des Gottesatoms prophezeite. Wortlos wanderten die Männer weiter, um eine Frau auf einem von zwei Maultieren gezogenen Fuhrwagen mit ihrem Traktat zu beglücken. Diese winkte ab. Ihre zwei Kinder lachten die grünen Propheten aus. Mit den Fingern strichen sie über deren blanke Köpfe. Die Kahlköpfe liessen sich nicht beirren. Still lächelnd schritten sie weiter, in Richtung einer auf Erlösung wartenden Bankenstadt.

Die Frau auf dem Fuhrwagen lud Silvan und seine zwei Begleiter ein, aufzusteigen, sehr zum Unwillen der beiden Maultiere, die gekränkt ihre Zähne fletschten. Silvan setzte sich neben die Frau auf die Steuerbank. Die Frau, eine Person mit energischen Kinn, dicken, roten

Backen und kunstvollen Zahnlücken, grinste ihm freundlich zu. Andreas und Madeleine setzten sich hinten zu einem Mädchen mit langen Zöpfen und einem kleinen Knaben. Beide Kinder begannen Madeleine und Andreas zu belagern und ihnen die Taschen auszuräumen. Als sich Andreas zur Wehr setzte, begann der kleine Bursche lauthals zu brüllen. Die beiden Maultiere nahmen dies zum Anlass, um zu streiken. Sie blieben stockstill stehen und liessen sich auch durch Peitschenhiebe nicht bewegen.

Die Frau wusste Rat. „Fridolin“, rief sie nach hinten, „wenn du mit Brüllen aufhörst, erzähl ich dir das schöne Märchen von Alice im Wunderland.“

Fridolin beendete sein Brüllen schlagartig. Auch die Maultiere horchten auf und setzten sich erwartungsvoll wieder in Trab.

„Eines Tages“, erzählte die Frau, „als Alice auf der Suche nach Kaninchenlöchern war, kam sie an ein grosses, goldenes Tor. Das Tor wurde von einem gelangweilten Zöllner bewacht.

Wohin führt der Weg? wollte Alice wissen.

In die Schweiz, das sauberste und feinste Land der ganzen Welt, brummte der Zöllner unwirsch. Was willst du in der Schweiz: Arbeit oder ein Konto?

Da Alice Arbeit nicht mochte und Konto ein so lustiges Wort mit zwei O war, rief sie rasch: Ich will ein Konto!

Da hast du aber Glück, erwiderte der Zöllner schon freundlicher. Gastarbeiter lassen wir nicht mehr rein.

Was ist ein Gastarbeiter? Wagte Alice zu fragen.

Ein Gastarbeiter ist ein Mann, der sich so fein und gediegen zu benehmen hat wie ein Gast und der so hart und lange arbeiten muss wie ein Arbeiter. Und will er, irgendwann, nach vielen Jahren, Schweizer werden, muss er sich noch feiner benehmen und noch härter arbeiten.

Alice dankte dem Zöllner und rannte durch das goldene Tor in das Wunderland. Schon nach wenigen Schritten kam sie an eine grosse, offene Halle, in der graugekleidete Arbeiter an einer übermannsgrossen Maschine werkten.

Wir bauen die Maschine, um sie in ein fernes Land zu verkaufen, erklärte einer der Arbeiter, als sich Alice neugierig in die Halle schlich. Im fernen Land stellt die Maschine massenweise Schuhe her, die dort niemand bezahlen kann und die hier niemand importieren will.

Alice war beeindruckt. Alle waren fleissig. In der ganzen Halle wurden Maschinenteile geschoben, geschliffen und montiert. Nur einer stand herum und war untätig.

Was macht der dort mit dem dicken Bauch? fragte Alice vorwitzig.

Das ist unser Arbeitgeber! riefen die Arbeiter im Chor. Er nimmt die Arbeit, die wir ihm geben, und unternimmt alles, damit wir alles unternehmen, dass er nicht arbeiten muss.

Alice war höchst erstaunt. Sie getraute sich jedoch nicht, weiter zu fragen, da die Arbeiter hochbeschäftigt waren. Glücklicherweise erblickte sie einen zweiten Mann, der einfach in der Halle stand und nichts tat. Sie ging auf ihn zu.

Bist du auch ein Arbeitgeber? wollte Alice wissen.

Nein, wo denkst du hin! Der Mann wich beleidigt zurück. Ich bin der Vertreter der Gewerkschaft. Ich vertrete die Interessen der Arbeiter, so dass die Interessen der Arbeitgeber diejenigen der Arbeiter werden und umgekehrt.

Was arbeitest du aber wirklich? bohrte Alice weiter.

Ich vertrete, grollte der Vertreter der Gewerkschaften, und er lief verärgert zum Arbeitgeber, um sich über das vorwitzige Mädchen zu beschweren.

Aber Alice war unterdessen schon in eine zweite Halle weitergerannt. Hier sassen viele Frauen still an Tischen und setzten feine Uhren zusammen.

Schön, was ihr da macht! schrie Alice begeistert.

Ruhe, Ruhe! empörten sich die Frauen. Sei um Gottes Willen ruhig, sonst hören wir das Ticktack der Uhren nicht und wissen nicht, ob sich die Zeit in gewohnter Ordnung vorwärtsbewegt. Wehe uns, sollten wir auch nur eine einzige Sekunde verpassen. Ruhe, Ruhe!

Gekränkt verliess Alice die Zeitwerkstatt, Sie kehrte in die Maschinenhalle mit den geschäftigen Arbeitern zurück. Die Arbeiter nickten freundlich, als sie Alice wieder sahen. Nur der Arbeitgeber drehte ihr demonstrativ seinen breiten Rücken zu.

Alice liess sich nicht stören und streifte frischvergnügt durch die Halle. In einer dunklen Ecke erblickte sie einen kleinen, mürrischen Kerl, der eifrig in ein kleines Notizbuch kritzelte.

Wer ist der Murrkopf in der Ecke? fragte sie einen der Arbeiter.

Oh, das ist nur Cincera, unser werkeigener Subversionspezialist, nichts weiter, flüsterte er. „Sei vorsichtig!“

Aber Cincera hatte Alice schon erspäht. Hüpfend sprang er auf das Mädchen zu, sein Notizbuch hoch erhoben.

„Was ist Ruhe und Ordnung?“ bellte er heiser. Alice schwieg. Sie wusste nichts zu sagen.

„Verdächtig, sehr verdächtig“, seufzte Cincera. „Dein Stillschweigen spricht Bände.“ Er nahm sein Notizbuch und kritzelte eifrig wirre Zeichen. Alice sah, dass er nur Unsinn schrieb und lachte.

„Du lachst, höchst subversiv“. Und Cincera schrieb weiter wirre Zeichen in sein Buch. „Ruhe und Ordnung ist“, belehrte er das Mädchen, „wenn die Leute, die Geld besitzen, dafür sorgen, dass die Leute, die kein Geld besitzen, Ordnung halten, so dass die Leute, die Geld besitzen, ihre Ruhe haben. Und nun raus, du hast hier nichts zu suchen!“

So ging Alice weiter. Bald kam sie an einen kleinen Bach. Darin schwammen viele Fische, ihre weissen Bäuche der Sonne zugewendet. Alice winkte ihnen zu, aber keiner der Fische winkte zurück. „Höchst unhöfliche Fische“, dachte sich Alice.

Da hörte sie ein kurzatmiges Bellen, und in der Nähe eines abgestorbenen Baumes erblickte sie einen grossen, schwarzen Hund, der ohne Unterbruch vor sich bellte.

„Warum bellst du die ganze Zeit?“ wollte sie wissen. Das Bellen ging ihr schrecklich auf die Nerven.

„Ich suche mein Herrchen“, bellte der Hund betrübt.

„Wieso brauchst ein Herrchen? Ohne Herr und Meister lebt es sich viel besser“, erwiderte Alice verwundert.

„Was weißt du, naives Mädchen, schon von der Schweiz“, knurrte der Hund beleidigt. „Wenn ich keinen Herrn habe, bezahlt mir niemand meine Hundesteuer, und wenn die Hundesteuer nicht bezahlt ist, werde ich aus dem amtlichen Hunderegister gestrichen. Wer aus dem Register gestrichen ist, ist ein Niemand, ein Nichts.“ Er begann erneut zu bellen.

Alice, die Hundegebell nicht ertrug, rief dazwischen: „Komm mit mir. Gehen wir zusammen. Vielleicht finden wir dein Herrchen wieder.“

So wanderten sie zusammen weiter, und bald gelangten sie in eine grosse Stadt, die der schwarze Hund von früher kannte. Er führte Alice durch die Stadt und zeigte ihr den Ort, wo ein grüner Wald durch grauen Beton ersetzt worden war, und den Ort, wo der freundliche Metzger einem fleischlosen Büroskelett weichen musste. Der Hund fürchtete diese todsaubere Stadt, in der Spielen verboten war und in der die Menschen es immer eilig hatten.

Nach geraumem Herumschlendern gerieten sie vor ein grosses, vornehmes Gebäude, das von zwei steinernen Aktenlöwen bewacht wurde.

„Da gehe ich nicht rein“, bellte der Hund. „Ich war schon mal drin, und rein nichts geschah, kein Bellen und kein Beissen.“

Aber Alice liess sich nicht einschüchtern und betrat mutig das vornehme Gebäude. Ein langer Gang führte in einen grossen Saal, in dem viele würdige Herren im Halbkreis an

Holtzischen sassen. Vorne hielt einer eine lange Rede. Doch die anderen hörten nicht zu. Die meisten lasen die Zeitung, und einige schliefen hörbar.

Alice weckte einen der Schläfer. „Was geschieht hier?“

„Mein liebes zukünftiges Stimmpublikum. Du befindest dich im hehren Stadtparlament. Wir diskutieren und beschliessen die Angelegenheiten unserer Stadt, zum Wohl des Volkes und der Banken“

„Weshalb hört keiner zu, wenn vorne einer eine Rede hält?“ wollte Alice wissen.

„Zuhören? Wieso auch? Erstens weiss jeder im Voraus, was der andere sagen wird. Zweitens kann man das, was vorne gesprochen wird, morgen in der Zeitung lesen. Und drittens...“

„Wieso geht dann ständig einer nach vorne und hält eine Rede, wenn niemand zuhört?“ unterbrach ihn Alice.

Der Parlamentarier war erstaunt. „Ganz einfach: damit morgen etwas in der Zeitung steht. Damit wir, wenn morgen Reden gehalten werden, etwas zu lesen haben, müssen heute Reden gehalten werden. Ganz einfach, aber ich muss jetzt gehen und meine vorbereitete Rede halten.“

Er faltete seine Zeitung zusammen, schritt gemessen nach vorne und redete sich die Lungen heiser, während alle anderen die Reden von gestern lasen.

So waren alle diese vornehmen Herren voll beschäftigt, sich ihr Sitzungsgeld zu verdienen. Alice verliess das Gebäude wieder.

„So, war es interessant?“ grinste der Hund schadenfroh.

„Nein, stinklangweilig“, musste Alice, klüger geworden, zugeben. „Gehen wir lieber ins Gebäude auf der anderen Strassenseite. Es ist noch grösser und noch vornehmer. Vielleicht ist dort mehr los“.

Dieses Haus war ganz aus teurem Stahl und farbgrauem Beton, und es besass lange Fenster, in denen sich die Sonne spiegelte. Männer in pechschwarzen Anzügen und schwarzen Aktenkoffern rannten geschäftig durch eine hohe Drehtüre in das Gebäude. Auch Alice und ihr schwarzer Hund liessen sich von der Drehtüre einfangen. Sie wurden von einem stolzen Portier empfangen. „Zu Ihren Diensten, meine Dame“, flüsterte er hochnäsig.

„Ein Konto!“ rief Alice geistesgegenwärtig. Sie hatte gelernt, dass Schlagwörter immer alle Türen öffnen.

Der Portier führte sie in eine riesige Halle mit vielen diskreten Nischen. In allen Nischen flüsterten Männer mit schwarzen Aktenkoffern mit Männern mit schwarzen Aktenmappen. Eine der Nischen war leer. Neugierig ging Alice darauf zu. Eilfertig sprang ein schnurrbartiges Männchen mit Aktenmappe herbei. „Ein- oder Auszahlen?“ keuchte es dienstbefliessen.

Alice, da ihr im Augenblick nichts Besseres einfiel, flüsterte: „Konto und Konto“

Sofort lachte das Männchen herzlich, und es bat Alice mit tiefen Bücklingen, in die Nische zu treten und sich in einen breiten Ledersessel zu setzen. Zwei weitere Männer mit Aktenmappen traten eilig dazu und fragten sie höflich nach ihren Wünschen.

Alice, etwas verwirrt, wollte wissen, wo sie sich eigentlich befinde. Einer der Männer gab stolz Auskunft: „Du bist in einer der berühmten Schweizer Banken, wohin alles Geld der Welt gebracht wird, um in alle Welt gebracht zu werden, jedoch so, dass keiner weiss, wer aus aller Welt Geld bringt und wohin in aller Welt das Geld geht. Nur ich und meine Kollegen wissen.“ Er lachte schuldbewusst.

„Ist es nicht traurig, so viele Geheimnisse zu tragen und sie mit niemandem zu teilen?“ fragte Alice teilnahmsvoll, denn sie war ein grossherziges Mädchen.

„Manchmal juckt es einen schon, das Geheimnis des Geldes auszuplaudern, aber dann denken wir an unsere stolze Bank und ihr geheiligtes Bankgeheimnis, und wir hüten unsere Zungen“, erklärten die Männer. Übermütig schwenkten sie ihre Aktenmappen in die Luft.

Danach berieten sie Alice des Langen und Breiten, und ehe sich Alice versah, war sie die stolze Besitzerin eines Bankkontos. „Ein Nummernkonto“, wie die Herren von der Bank verschwörerisch flüsterten.

Mit der Miene von Leuten, die ein sündiges Geheimnis teilen, verabschiedeten sich Alice und die Bankherren voneinander. Auch der schwarze Hund nahm Abschied, denn er war soeben als bissbereiter Wächter des Tresors eingestellt worden.

Müde geworden ging Alice den Weg zurück. Nochmals kam sie am Bach mit den totenstillen Fischen und an der grossen Maschinenhalle vorbei, wo die Arbeiter arbeiteten, der Arbeitgeber organisierte und Cincera herumschnüffelte. Am goldenen Tor wurde sie vom Zöllner aufgehalten. „Etwas zu verzollen?“ fragte er brüsk.

„Ein Konto mit vielen Nummern“, schrie Alice frech. Da wurde der Zöllner sehr freundlich, und er winkte ihr lange nach.

Alice jedoch war froh, dem Wunderland entronnen zu sein, denn dessen Wunder erschienen ihr nicht sehr wunderbar.“

Noch während die Frau auf dem Fuhrwagen die Geschichte erzählte und Kinder wie Maultiere sich für einmal ganz still verhielten, veränderte sich die Gegend unmerklich. Die Mauerruinen wurden seltener. Dagegen sahen sie immer häufiger saubere, farbige Holzhäuser, die einen einstöckig und klein, andere wiederum mit zwei oder selbst drei Stockwerken. Um die Häuser waren gepflegte Gärten angelegt, in denen schon erste frühlingshafte Blumenreihen leuchteten. Auf hohen Holztürmen surrten Windräder. Überall waren Leute damit beschäftigt, Blumen, Gemüse oder Kartoffeln anzupflanzen sowie niedliche Gartenzwerge zu bemalen.

Die zwei Kinder bestaunten begeistert die Tonzwerge, die jeden Garten verunzierten; Zwerge mit roten Zylindern und grünen Schürzen, aber auch Zwerge, die mit geballten Fäusten Tongewehre zerschlugen.

In einem Gartenbeet erblickte Andreas einen Mann, der langsam den Blumenreihen entlang schritt und dabei auf einer Flöte eine eintönige Melodie blies. Auch in anderen Gärten schritten Männer und Frauen gemessen auf und ab, wobei die einen lauthals sangen, die anderen leise auf einer Laute klimpernten oder auf Holzfässern trommelten.

„Die Leute besingen ihre Gärten“, erklärte die Frau. „Dadurch blüht alles besser. Musik regt das Wachstum der Pflanzen an und erhöht den Ertrag. Musikalisch gedüngte Felder sind ertragsreicher.“

Silvan blickte skeptisch lächelnd auf einen jungen Mann, der einen Apfelbaum eine Arie hinschmetterte. Nun, primitiven Völkern wie den Schweizern durfte man solchen Unsinn nicht verargen. Schliesslich hatten schon ihre Vorfahren die Welt mit Musikmaschinen vollgestopft.

Die musikalische Düngung auf beiden Seiten ihres Weges schien die Maultiere jedenfalls nicht zu erheitern. Höchst missmutig zogen sie den Fuhrwagen durch die übergepflegte Gartenlandschaft. Alles war sauber und wie aus dem Ei gepellt. Silvan gewann den Eindruck, dass die Bewohner Wert darauf legten, ihre innere Unsicherheit durch äussere Ordnung zu überdecken. Der zwangshafte Reinlichkeitsfimmel war leider eine alte Unsitte der Schweizer, ein Brauch, der sich nur durch geduldige Entwicklungsarbeit ausrotten liess.

Die Strasse führte sie einem breiten, ruhig fliessenden Fluss entlang. Am Ufer waren buntgefärbte Hausboote vertäut, und einige Zuchtenten schwammen in Wassergehegen. „Einen schönen grünen Tag“, begrüsst sie ein Fischer, der seine Reusen kontrollierte.

Ein mit schweren Betonbrocken und alten Ziegelsteinen beladener Fuhrwagen versperrte ihnen den Weg. Der Fuhrmann gönnte sich eine kleine Rast. Ohne Hast pisste er in den Fluss, zum Missvergnügen einiger Möwen, die ihn erregt umkreisten.

Die Frau wies auf die schweren Betonbrocken. „Steine für die grosse Pyramide, das Grabmal unser unseligen Vergangenheit“, knurrte sie, ohne sich genauer zu erklären. „Platz da!“ forderte sie den pissenden Fuhrmann auf. Der bequemte sich, ihnen den Weg freizumachen.

Nach einigen hundert Metern liess die Frau die Maultiere in einen schmalen Feldweg abschwelen. „Ihr werdet sicher mit uns zu Mittag essen?“ Die beiden Kinder unterstrichen die Einladung durch lautes Gebrüll, und so blieb Silvan nichts anderes übrig, als die freundliche Einladung anzunehmen. Die Maultiere rochen Heimatluft und rannten kraftvoll voraus, wodurch der Wagen gefährlich schwankte, zur hellen Freude der Kinder.

Nachdem sie genügend gerüttelt worden waren, gelangten sie zu einer grösseren Ansiedlung der Limmatgrünen. Rund dreissig bis vierzig Holzhäuser mit ausladenden Schilfdächern waren im Kreis gruppiert. Von Ferne wirkten sie wie aufgeschossene Pilze. Nähergekommen bemerkten sie, dass jedes Haus mit bunten Ornamenten verziert war. An einem klebten silberne Sterne aus antiker Alufolie, ein anderes war durch kupfergoldene Mondsicheln gekennzeichnet. Rund um jedes Gebäude waren kreis- oder schlangenförmige Gartenbeete ausgezirkelt.

Aus einem Haus mit grünen Punkten trat ein mageres junges Mädchen mit langen Zöpfen heraus. Hinter ihm trippelte ein zahmes Rehböcklein. Die beiden Kinder erblickten das Reh, sprangen vom Wagen und rannten lachend auf das Tier zu. Sie begrüßten es so heftig, dass es zurückschrak und sich hinter dem jungen Mädchen versteckte. „Meine Tochter Ananas, stellte ihre Begleiterin das Mädchen vor, das sich vor den Fremden scheu hinter dem Reh zu verbergen suchte.

Inzwischen traten weitere Kinder, Frauen und Männer hervor. Sie bestaunten die drei Fremden in zurückhaltender Höflichkeit. Ein grosser, kräftiger Kerl, der selbstbewusst seine erdverklebten Hände an seiner selbstgefertigten Kutte abstreifte, hiess sie willkommen.

„Kommt essen! Ihr seid garantiert hungrig, wenn ihr von Zürich kommt.“

Er führte seine Gäste in ein mit blauen Punkten geschmücktes Haus, vorbei an einem wachestehenden Gartenzwerg, der durch ein langes Fernrohr in die Ferne zu blicken versuchte. Leider war das Fernrohr von Kinderhänden so zurechtgebogen, dass dem armen Zwerg nur der Blick auf seine eigenen Füsse gelang.

Im Gästehaus befand sich eine grosse Esshalle, die Madeleine an ihre heimatliche Esoterikersiedlung erinnerte: holzgetäfelt, an den Wänden farbenprächtige Wollteppiche, die die abscheulichen Gefahren der Alten Zivilisation darstellten, im Raum einfache, runde Holztische, deren Jahrringe von vergangener Luftverpestung erzählten. Für einen Augenblick gab sich Madeleine der Illusion hin, wieder zuhause in ihrer Gemeinschaft, bei ihren Eltern zu sein.

Die Limmatgrünen und ihre Gäste setzten sich schweigend an den Holztischen nieder. Sittengemäss wurde bei den Mahlzeiten nicht gesprochen. Alle konzentrierten sich auf ihr Essen, je nach Geschmack mit mehr oder weniger Wohlbehagen. Als erstes kam eine Brotsuppe auf den Tisch, in die nach Belieben feingeraffeltes Nussmehl geschüttet wurde. Später wurden braungebrannte Kümmelkartoffeln serviert, die man an langen Nadeln in einen mit heisser Tymiansauce gefüllten Topf tunkte. Silvan fand das Kartoffel-Fondue befremdlich und zügelte seinen Appetit, während Andreas und Madeleine zugriffen, als ob sie seit Tagen nichts gegessen hätten.

Zum Abschluss wurde ein süsser, heisser Tee serviert, in dem jeder nach Lust und Laune kleine Buttersterne zerfliessen liess.

Ein heller Gong erklang. Das Schweigegebot war aufgehoben. Der Raum füllte sich sofort mit aufgostauten Fragen, Lachen und fröhlichen Rufen. Einige Limmatgrüne setzten sich zu Silvan und fragten ihn nach seiner Heimat. Selbstgefällig erzählte Silvan vom Süden und

seinem raschen technischen Wiederaufbau. Betretenes Schweigen begleitete seine Erläuterungen. Silvan unterbrach seinen Bericht und blickte fragend in die Runde.

„So, beginnt ihr im Süden wieder mit dem gleichen Dreck?“ meinte ein hochaufgeschossener Mann giftig. „Das kann heiter werden. Technik, Maschinen, wenn ich diese Worte nur höre! Wo bleibt der Mensch? Technik, widerwärtiges Zeug, das die Seelen der Menschen vergiftet und die Natur mit Beton und Eisen überzieht, so wie es unsere Vorfahren erleiden mussten.“

Eine Frau nickte zustimmend. „Nur der grüne Weg bringt die Harmonie von Mensch und Natur. Wir verzichten gerne auf alle Maschinen. Unsere Häuser sind aus warmem Holz und nicht aus kaltem Stein. Unsere Kinder lernen, jede einzelne Pflanze und jedes einzelne Tier, so klein es sein mag, zu schätzen und in seiner Bedeutung für den natürlichen Lebenskreis zu verstehen. Der Mensch ist Teil der Natur, und er muss sich seine Natürlichkeit bewahren, um sich dem Rhythmus seiner Umwelt anzupassen. Nur so wird das heikle Gleichgewicht des Lebens nicht gestört. Die Technik mit ihren irrsinnigen Denkmaschinen trennt den Mensch von seinem eigentlichen Ursprung und lässt ihn den Irrweg gehen, den unsere Vorfahren bitter bezahlen mussten.“

Die anderen klatschten Beifall, aber Silvan liess sich nicht so leicht beirren. Er beharrte darauf, dass der Mensch alle seine Kräfte und Fähigkeiten einzusetzen habe und dass Wissenschaft wie Technik untrennbar zum menschlichen Dasein gehörten. Zudem werde das menschliche Leben dank technischen Hilfsmitteln unendlich erleichtert.

Damit kam er, zu Madeleines heimlichem Vergnügen, bei den Limmatgrünen schlecht an.

Eine junge Frau, die ihr Kleinkind säugte, ereiferte sich. „Erleichtern? Habt ihr es gehört! Wissenschaft und Technik erleichtern das Leben, so ein Unsinn! Ich werde dir eine Geschichte erzählen, die bei uns jedes Kind von klein auf kennt.

Früher, als die Menschen den Maschinen vertrauten und ihre Seelen in Eisen und Beton gefangen waren, lebte ein Müller, der eine kleine Windmühle sein eigen nannte.

Wenn der Wind wehte, mahlte er Getreide, und wenn sich der Wind nicht rührte, spielte er mit seinen zwei Töchtern. Er und seine Familie lebten friedlich und zufrieden.

Eines Tages suchte ihn ein in schwarze Seide gekleideter Fremder mit pechschwarzem Bart auf. Der Fremde traf den Müller bei Windstille friedlich schlafend vor seiner Mühle.

„He, Ihr, warum arbeitet Ihr nicht?“ rief der Fremde und rüttelte den Müller wach.

„Ihr seht doch, es weht kein Wind, weit und breit“, entgegnete der Müller und wollte wieder einschlafen.

Der schwarze Fremde lachte hell auf. „Warum auf den unsteten Wind vertrauen? Ich kann Euch eine Maschine besorgen, wenn Ihr wollt, die mahlt das Getreide Tag und Nacht. Da braucht Ihr nicht auf den Wind zu warten und könnt arbeiten, wann Ihr Lust habt.“

Der Müller kratzte sich den Kopf und überlegte hin und her. Allmählich setzte sich der Gedanke an diese wunderbare Maschine fest. Und so liess er sich vom schwarzen Fremden die Maschine besorgen.

Wirklich, es war, wie es der Fremde versprochen hatte: Die Maschine mahlte Tag und Nacht ohne Unterlass. Es war dem Müller eine reine Freude, ihrem rasch schlagenden eisernen Herz zuzuhören und ihren unermüdlichen, stählernen Rädern zuzusehen. Der Müller schleppte all sein Getreide zur Maschine, und im Nu lag es fein gemahlen und in Säcke abgefüllt zum Abtransport bereit.

Als alles Getreide, das in der Mühle lag, gemahlen war, knirschte die Maschine ungeduldig mit ihren Eisenzähnen und verlangte nach mehr Getreide. So schickte der Müller seine beiden Töchter zu den Bauern, neues Korn zu holen. Da die Maschine unersättlich war, mussten des Müllers Töchter, statt wie früher zu spielen, Tag für Tag immer weitere Wege unternehmen,

um genügend Korn zusammenzubringen. Bald waren sie den ganzen Tag und häufig auch die halbe Nacht unterwegs, hinter jedem Bauern her, der noch Getreide zu mahlen hatte.

Dies sahen die anderen Müller in der Gegend gar nicht gern. Aber gegen die rasche und sorgfältige Arbeit der Maschine kamen sie mit ihren alten Windmühlen nicht an. Einer nach dem anderen mussten sie ihre Mühlen schliessen und mit ihren Habseligkeiten die Heimat verlassen, um irgendwo, im Unbekannten, Arbeit zu suchen.

Nur einer aus der Gegend war schlau, und er besorgte sich beim schwarzen Fremden selbst eine Mahlmaschine, wie sie unser Müller besass. Mit allen Tricks kämpften beide Müller in der Folge um die Gunst der Bauern. Wo sie früher gemeinsam gekegelt und gejasst hatten, gingen sie einander nun aus dem Weg, jeder auf den anderen schimpfend.

Unser Müller wurde blass und dünn, denn trotz aller Bemühungen konnte er seine gierige Maschine nicht satt kriegen. Der andere Müller nahm ihm zu viel Getreide weg. In seiner Not ging er zum schwarzen Fremden und bat ihn um Hilfe. Der lachte laut und bot dem Müller eine neue Maschine an, die noch rascher und noch feiner zu mahlen vermöchte.

Damit hatte der andere Müller bald ausgekämpft. Er und sein Sohn verliessen, arm geworden, ihre Heimat; heftig beweint von des Müllers ältester Tochter, die ihren Geliebten verlor.

Unser Müller lachte sich ins Fäustchen, denn jetzt war er der einzige Müller weit und breit. Alle Bauern der Gegend waren auf seine Mühle angewiesen, was er ihnen bald zu spüren gab.

Alles ging gut, wenn man davon absieht, dass beide Töchter ihren hartherzig gewordenen Vater verliessen. Dem Müller war es egal. Er hatte jetzt zwei Mäuler weniger zu stopfen, und allein kam er mit der Maschine gut zurecht.

Eines Tages blieb jedoch die Maschine unverhofft stehe, und unser Müller war ratlos. Wiederum suchte er den schwarzen Fremden auf und bat ihn händeringend um Hilfe.

Der Fremde kam, sah sich die Maschine gründlich an und erklärte, der Fehler liege am Korn. Die neue Mahlmaschine könne nur trockenes Getreide richtig mahlen. Selbst bei nur leicht feuchtem Korn bleibe sie zwangsläufig stehen.

So nahm der Müller nur noch trockenes Getreide zum Mahlen entgegen, und wenn einer mit feuchtem Korn kam, wurde er unbarmherzig abgewiesen und musste selber sehen, wie er zurechtkam. Den Bauern blieb nichts anderes übrig, als auf gutes, warmes Wetter zu hoffen.

In einem der Jahre jedoch regnete es nahezu ununterbrochen. Keiner der Bauern konnte hoffen, trockenes Korn zu ernten. In ihrer Not gingen auch sie zum schwarzen Fremden, von dem sie schon viel Gutes gehört hatten.

Und wirklich, er wusste auch ihnen Rat. Sie sollten jenes gelbe Pulver über die Felder streuen, und das Korn würde reif werden, als ob die Sonne schiene.

Die Bauern taten, wie ihnen der schwarze Fremde geraten, und wirklich, das Korn wuchs selbst im Regen goldgelb und blieb schön trocken. Wen störte es, dass die Vögel, die vom Korn gepickt, tot vom Himmel fielen und auf dem Feld die Igel im Todeskampf aufschrien, bis auch der letzte Laut verstummte. Nur die Ratten gediehen besser denn je und frassen sich kugelrund.

Den Müller ging alles nichts an. Er hatte nun genügend reifes Korn, und seine Maschine mahlte unermüdlich schön weisses Subventionsmehl.

So hätte er, reich geworden, sich endlich von seiner Arbeit ausruhen können. Aber er arbeitete weiter, denn er vermöchte das Geräusch seiner Maschine nicht mehr zu missen. Beide, die Maschine und sein steinhartes Herz schlugen den gleichen Takt.“

Silvan fand die Erzählung, die von den Limmatgrünen mit beifälligem Nicken und bedeutsamen Seitenblicken aufgenommen wurde, nicht nur penetrant moralisierend, sondern geradezu irreführend. Schliesslich waren es nicht die Maschinen an sich, sondern die Eigentumsverhältnisse, die zum Zusammenbruch der Alten Zivilisation geführt hatten. Dies

wusste im Süden jedes Kind. Doch er schwieg diplomatisch. Was sollte er sich mit primitiven Eingeborenen in grosse Diskussionen einlassen. Einige Jahrzehnte gezielte Entwicklungshilfe aus dem Süden, und die neue Technologie würde sich auch diesen Hinterwäldlern aufzwingen. So liess er die Diskussion mit einigen einlenkenden, beschwichtigenden Sätzen versanden. Er beeilte sich, aufzubrechen und sich von den Limmatgrünen zu verabschieden. Höchst ungerne nahm er ein Kernbrot aus handgemahlenem Mehl entgegen.

Mit Bedauern verliessen Andreas und Madeleine die nette Siedlung mit ihren pilzförmigen, bunten Holzhäusern. Das junge Mädchen mit den Zöpfen und sein Rehböcklein begleiteten Madeleine eine Weile. Das Mädchen war von Madeleines langen, offenen Haaren fasziniert. Kaum waren die drei Reisenden hinter einer Biegung verschwunden, öffnete es seine Zöpfe, fest entschlossen, die unvermeidlichen Spöttereien der Eltern auf sich zu nehmen.

Die drei Reisenden beeilten sich, ihren Weg wieder aufzunehmen. Zu ihrer Rechten floss die Limmat, auf der buntgemalte Hausboote verkehrten. Zu ihrer Linken zog sich eine liebliche, ja allzu liebliche Gartenlandschaft hin. Weiche Frühlingserde wechselte mit selbstgefälligen Blumenreihen. Die Häuser waren betont biologisch; Häuser, die - so der Eindruck Silvans - ihre Natürlichkeit ebenso vor sich her trugen wie die Bewohner dieses Tales.

Andreas war sich über sein Verhältnis zu Technik und Wissenschaft im Unklaren. Die vorherige Diskussion hatte ihn verwirrt, und er war froh, dass ein alter Mann, der sie um Hilfe bat, ihn von seinen Gedanken ablenkte. Der Fluss bog an dieser Stelle nach rechts ab, und die Strasse zog sich eine kleine Anhöhe empor, die der Alte mit seinem Handwagen voller Saatkartoffeln allein nicht bewältigen konnte. Gemeinsam schoben sie das Gefährt die Anhöhe hinauf.

Oben angekommen, erblickten sie eine riesige, weissgraue Steinpyramide, die sich grossflächig über das Tal erhob und in der feingegliederten Gartenlandschaft wie hingeworfen wirkte.

„Die grosse Pyramide“, erklärte der alte Mann, froh, Zuhörer gefunden zu haben. „Sie ist das Mahnmal der Zeit, als das ganze Limmattal unter Stein und Beton verschwunden war: ein steinerner Panzer, der alles Lebende unter sich erstickte. Seit Jahrzehnten schleppen die Jungen gemeinsam alle Steine und Betonbrocken der Alten Zivilisation an diese Stelle, wo sie zur grossen Pyramide aufgeschichtet werden. In meiner Jugend habe ich mich ebenfalls am grossen Reinemachen beteiligt.“

Der alte Mann blickte verträumt auf die Steinpyramide. Er dachte an jene vergangenen Jahre, da er selbst alte Büroruinien abgerissen und nutzlos gewordenen Betonplatten aufgebrochen hatte, um kräftig schwitzend die Steine an diesen Ort zu schleppen und erste Liebesabenteuer zu geniessen. Er blickte in eine Zukunft, in der auch diese Pyramide von Grün überwuchert sein würde. Erst dann wäre das Steinzeitalter endgültig zu Ende.

Die drei Reisenden schritten auf die Pyramide zu. Nähergekommen sahen sie, dass sie aus Tausenden von grauen und braunen Steinbrocken zusammengesetzt war. Aus der Nähe wirkte sie wie ein flach ansteigender Abfallberg, der himmelwärts stürmte. Am Fuss des künstlichen Berges waren junge Frauen und Männer damit beschäftigt, gesammelte Steinbrocken abzuladen und sie auf einer schmalen Rampe in die Höhe zu tragen. Dazu sangen sie vergnügt das Lied vom Ende der Steinzeit.

Silvan fand es barbarisch, alte Steinhäuser unterschiedslos abzureissen. Stein war härter als Holz, und er erinnerte sich, wie oft er in Bologna die verwitterten Steinfiguren aus frühen Zeiten bewundert hatte.

Beim Weiterwandern verschwand die Pyramide nach und nach im Hintergrund, auch die gepflegten Gärten wurden immer häufiger von Wäldern abgelöst. Der Rest des Tages verlief ereignislos, abgesehen davon, dass sie am Abend vergeblich nach einer Unterkunft Ausschau

hielten, denn sie hatten die Grenzen der neugrünen Limmatrepublik endgültig überschritten. Sie mussten froh sein, in einer halbverfallenen Hütte übernachten zu können.

Der nächste Morgen führte sie in ein Städtchen, das einem Holzschild gemäss den seltsamen Namen „Baden“ trug. „Typisch saubere Schweiz“, spottete Silvan. „Selbst Städte werden zur Sauberkeit angehalten.“ „Vielleicht ein Badeort“, rätselte Andreas.

Wie auch immer, sie beschlossen das Städtchen aufzusuchen, vor allem, um ihre mageren Vorräte aufzustocken. Über ein braunrostiges Betonfeld, aus dem trutzig einige verbogene Maschinenteile ragten, gelangten sie zum Stadttor. Es war ein schäbiger Rundturm, an den sich auf beiden Seiten ein breiter Erdwall anschloss. Kein Mensch war zu sehen. Nur das bronzene Standbild eines Greises mit eingefallenen Wangen und erhobenem Zeigefinger blickte ihnen starr entgegen. Unten am Standbild stand in grossen Lettern: „Ehrt das Alter, das Alter ehrt!“

Vorsichtig traten sie durch das Stadttor. Sie betraten einen weiten, aber menschenleeren Platz, der allein durch einen plätschernden Brunnen belebt wurde. Durstig rannten Andreas und Madeleine auf den Brunnen zu. Er war aus schweren Steinplatten gefügt, und an einer Ecke kniete die Figur einer verhüllten Frau, die mit beiden Händen einen gefüllten Fruchtkorb hielt. Typisch Fruchtbarkeitssymbol, wie es bei primitiven Naturvölkern häufig ist, dachte sich Silvan. Er blickte der Frau von unten ins Gesicht. Verblüfft trat er zurück. Es war das hagere, zahnlose Gesicht einer uralten Frau, die freundlich in den Fruchtkorb schielte.

Andreas und Madeleine stillten ihren Durst, als sie hinter sich einen Ruf vernahmen. Erschrocken drehten sie sich um und erblickten drei alte Männer, die sie mit Gewehren bedrohten.

„Kinder“, knurrte einer der Männer und richtete sein Gewehr auf die beiden jungen Leute. „Weshalb seid ihr nicht in der Schule? Marsch, Marsch in eure Klasse, sonst gibt es Schläge, ihr Schulschwänzer!“

Ein zweiter Mann schwang einen dicken Eichenstock, auf den er sich vorher abgestützt hatte, und kläffte zu Silvan: „Und du, Jüngling, was treibst du dich mit Kindern umher? Warum bist du nicht bei deinem Lehrmeister, du Taugenichts!“

Noch bevor sich unsere drei Freunde von ihrer Verwunderung erholt hatten, wurden sie von den drei alten Männern gepackt und fortgetrieben, in Richtung eines langen, gelben Gebäudes, das viele kleine Gitterfenster zierten. Dort klopfte einer der alten Männer mit dem Gewehrkolben gegen eine Eisentüre. Eine geraume Weile geschah nichts. Dann wurde die Türe geöffnet, und Madeleine wie Andreas wurden von einer dicken, alten Nonne in weiter Schmetterlingshaube in Empfang genommen.

Während Silvan von den drei alten Männern weitergetrieben wurde, zog die Nonne seine beiden Begleiter ins Haus und verschloss sorgfältig die Eisentüre. Dann watschelte sie ihnen voraus, einen dämmerigen Gang entlang. Am Ende des Ganges wurden sie von einer kerzengerade aufgerichteten Nonne mit strengem Blick in Empfang genommen. Bei Madeleines Anblick rümpfte sie die Nase. Sie nahm Madeleine grob am Arm, um sie in einen breiten, vergitterten Raum zu führen. „In die Schule mit dir, Vagabundin!“

Madeleine versuchte sich loszureissen, was ihr nur ein kaltes Lächeln eintrug. „Du wirst schon lernen, brav zu sein, mein Kind.“ Sie stiess Madeleine in den Raum, in dem viele junge Frauen in langen Reihen hinter schweren Schulbänken sassen.

„Ehrt das Alter!“ rief die Nonne beim Eintreten. Alle erhoben sich gehorsam. „Das Alter ehrt!“ schrien sie ihrer Lehrerin entgegen. Die nickte zufrieden und wies Madeleine einen leeren Stuhl zu, neben einer schwangeren Frau, die scheu aufblickte.

Die weisshaarige Lehrerin befahl den Schülerinnen, sich der Grösse nach aufzustellen und sich beim Eckschrank mit Strickzeug und Wolle zu versorgen. „Aber geordnet und in Ruhe!“

Die nächsten zwei Stunden waren Madeleine und die übrigen Schülerinnen mit Stricken beschäftigt, nach genauem Takt und unter ständiger Kontrolle der Lehrerin. Öfters nahm diese

einer der Frauen das Gestrickte aus der Hand, um verächtlich an den Maschen zu zupfen. Eine Schülerin beehrte auf und wurde zur Strafe in die Ecke gestellt, wo sie sich mäuschenstill zu verhalten hatte.

Madeleine versuchte flüsternd mit ihrer Banknachbarin ins Gespräch zu kommen. Aber unter dem scharfen Blick der alten Lehrerin erstarb jeder Gesprächsversuch. Als Madeleine es wagte, nach hinten zu blicken, wurde sie verwarnt. Sie liess sich aber nicht weiter einschüchtern und begann provokativ, eine muntere Melodie zu pfeifen.

Die Lehrerin versteinerte verblüfft, und es verging geraume Zeit, bis sie reagierte. Zum Erstaunen der zu Tode erschrockenen Klasse begann sie Madeleine anzulächeln. „Vielleicht bist du älter, als es den Anschein hat, mein wildes Mädchen.“ Sie strich ihr übers Haar und nahm ihr Wolle und Strickzeug aus den Fingern. In einem der antiken Aluschränke suchte sie nach einem Blatt Papier und einem Kohlenstift. Sie übergab beides Madeleine und befahl ihr, einen Baum zu zeichnen.

Madeleine, erstaunt, begann eine von Wind und Regen zerzauste Bergföhre zu zeichnen, deren knorrige Äste sich an den Berg drückten, so wie sie es in den einsamen Tälern ihrer Heimat häufig gesehen hatte. Die weisshaarige Lehrerin sah ihr mit wachsender Verblüffung zu. Als das Bild fertig war, schüttelte sie verunsichert den Kopf. Sie seufzte leise. „Kind, habe Geduld. Dein Fall scheint fast hoffnungslos. Wir werden dich genau untersuchen müssen, Freud sei geklagt.“

Damit war die ungewohnte Situation in geordnete pädagogische Bahnen gelenkt. Sie hatte getan, was notwendig war, und alles Weitere hatte der Rat der Ältesten zu entscheiden. Den Rest des Tages wurde Madeleine weitgehend in Ruhe gelassen, was ihr nur recht war. Die anderen „Schülerinnen“, von ihrem selbstsicheren Auftreten beunruhigt, wichen ihr unwillkürlich aus. So nahm sie in Ruhe das eintönige Mittagessen ein, zusammen mit vielen Mädchen und jungen Frauen, die sich still und eingeschüchtert in einem reihenweise mit groben Holztischen bestückten Saal eingefunden hatten.

Madeleine bemerkte, dass den älteren Frauen in einem Nebenraum ein sehr viel reichhaltigeres Essen aufgetischt wurde. Ihre diesbezügliche Frage stiess auf blankes Unverständnis. Alle ihre Tischnachbarinnen fanden es durchaus in Ordnung, dass den Alten mehr Vorrechte und Einfluss eingeräumt würden. Schliesslich seien sie älter und hätten mehr in die Pensionskasse eingezahlt. Je mehr Pensionskassengelder, desto mehr Vorrechte. Das sei so und sei immer so gewesen.

Madeleine überlegte fieberhaft, wie sie mit Silvan oder Andreas Kontakt aufnehmen konnte. Diese Stadt Baden war zu sonderbar, um ihr zu gefallen. Sie wurde zwar in Ruhe gelassen, doch achtete ihre „Lehrerin“ streng darauf, dass sie bei den übrigen jungen Frauen blieb.

Kopfschüttelnd sah sie zu, wie diese nach dem Mittagessen ausgelassen mit Puppen, Holzklötzen und Glasmurmeln spielten, angeleitet und überwacht von einer zahnlosen Nonne.

Auch Andreas war in aller Geschwindigkeit eingeschult worden, wie es das Reglement der Pensionskasse Baden für alle unter vierzigjährigen Frauen und Männer befahl. Die dicke Nonne in ihrer breiten Schmetterlingshaube hatte ihn zu einem stämmigen Burschen geführt, der sich vor ihr tief verbeugte und bescheiden auf Befehle wartete. Er brauchte nicht lange zu warten. Barsch befahl sie ihm, den Jungen zu den anderen Kindern zu bringen. Dann watschelte sie ohne weitere Worte davon. Der Bursche sah Andreas abschätzig an, bereit, den Neuen beim geringsten Widerspruch zu verprügeln.

Er führte Andreas zum Hintereingang des Gebäudes, wo sie durch eine weitere Eisentüre einen riesigen Acker betraten. Darin pflanzte eine Schar junger Männer Saatkartoffeln ein. Andreas sah sich um. An ein Entkommen war im Moment nicht zu denken. Das Feld wurde von allen Seiten durch eine mannshohe Mauer eingeschlossen. Auf der Mauerkrone blitzten scharfe Glassplitter. Der einzige Ausgang führte in das Gebäude, das er soeben verlassen

hatte. Zudem wurden sie von einem kräftigen Glatzkopf bewacht, der ihn sofort an die Arbeit schickte und ihm zur Begrüssung noch rasch einen Fusstritt verpasste. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Hände in die feuchtklebrige Erde zu vergraben und reihenweise keimende Saatkartoffeln einzupflanzen, immer vom Glatzköpfigen zur Eile angetrieben. Andreas bemerkte rasch, dass auch dieser bewacht wurde, und zwar von einem dünnen Greis, der in Wolldecken eingewickelt am Rande des Ackers in einem Bürosessel sass und den Glatzköpfigen immer wieder zu sich winkte, um ihm neue Anweisungen zu geben.

Den ganzen Tag arbeiteten sie auf dem Acker, abgesehen von einer kurzen Mittagspause, während der sie in einen grossen Saal getrieben wurden. Andreas geriet mit einigen der jungen Männer ins Gespräch. Er erfuhr, dass sie alle unter der ehrwürdigen Anleitung der Rentner eine jahrzehntelange Arbeitsausbildung hinter sich brachten, um im Alter in den Kreis der vollwertigen Rentner einzutreten. So bestimmte es das Reglement der Pensionskasse, der die ganze Stadt Baden gehörte. „Ehret das Alter, das Alter ehrt“, war der alltägliche Leitspruch. Schliesslich müssten die Rentner es ja wissen. Sie hätten die langjährige Erfahrung und notwendige Reife, die einen pensionsberechtigten Bürger von der unmündigen Jugend unterschieden. Andreas erzählte von seinem Bündner Heimatdorf und erwähnte, dass dort schon die Achtzehnjährigen gleichberechtigt mitreden dürften. Seine Worte stiessen auf offenen Unglauben und stilles Erschrecken. Einige der jungen Männer rückten weg, aus Angst, ihre festgefügte Bürgerordnung könne zu wanken beginnen. Aber bevor sich Andreas' Ruf als gefährlicher Wirrkopf im ganzen Saal ausbreitete, wurden sie wieder aufs Feld getrieben. Dies, um wertvolle Lebenserfahrung zu sammeln, wie ihr greiser Bewacher ermahnte.

Andreas sah Madeleine erst gegen Abend wieder. Als die jungen Männer und Frauen nach dem Abendessen in zwei getrennten Reihen in die Kirche geführt wurden, konnte er ihr kurz zuwinken, bevor sie, säuberlich nach Geschlecht und Alter getrennt, in harte Kirchenbänke eingezwängt wurden.

Der Kirche war ein uralter Bau mit schwarzgetönter Holzdecke und bogenförmigen Fenster, durch deren Plastik das Licht der Abendsonne nur trüb hereinsickerte. Vorne beim Altar waren zwei überlebensgrosse Holzfiguren aufgestellt. Die eine Figur stellte eine Greisin dar, die in einen dunkelblauen Mantel eingehüllt war. Sie wiegte mild lächelnd ein kleines Kind in ihren Armen. Die andere Figur stellte einen hageren Prediger dar, dessen Gesicht im flackernden Licht zweier grosser Kerzen eingefallen wirkte.

Mit flinken Schritten stieg ein dünnes Männchen mit grauem Spitzbart die Stufen zur Kanzel empor, um der versammelten Badener Jugend mit hoher Stimme strafende Worte entgegen zu schleudern:

„Liebe Rentnerkinder, erneut haben Lug und Trug in unserer Gemeinde einige Herzen verdunkelt. Erneut haben sich einige unter euch sündigen Treiben hingegeben.

Ohne sich um Ehre und Gewissen zu kümmern, haben sich einige unmündige Jugendliche Runzeln ins Gesicht gemalt, um hohes Alter vorzutäuschen. Damit nicht genug. Sie waren unverfroren genug, ihre Haare weiss zu färben und sich einen schlurfenden Gang zuzulegen, wie er nur den allerältesten, ehrwürdigsten Vollrentner unserer Pensionskasse vorbehalten ist.

In vorgetäushtem Alter sind diese sündigen jungen Menschen durch die Stadt gezogen, nur um sich lügnerische Vorteile zu ergattern, die ihnen noch nicht zustehen. In feiger Hinterlist haben sie einige meiner Altersgenossen getäuscht, die in ihnen ebenbürtige Bürger sahen und ihnen einen edlen Tropfen anboten.

Aber unsere durch Alter und Erfahrung geschärften Augen liessen sich nicht lange täuschen. Die Übeltäter wurden entlarvt, und zur Strafe wurden ihre Pensionsansprüche gekürzt.

Wie oft muss ich predigen, dass echtes Alter nur nach langem, ja jahrzehntelangem Lebenskampf erreicht werden kann, sozusagen als Krönung des Lebens. Echte Gesichtsfalten,

äusserliche Insignien von Reife und Weisheit, entstehen nur durch die feste Bereitschaft, das wilde Ungestüm der Jugend, ihre Ungeduld und ungebändigte Kraft zu zügeln und zu überwinden.

Wieso sind wir, die anerkannten Rentner, euer festes Vorbild? Es ergibt sich nicht von ungefähr, sondern es ist von der Natur in kluger Voraussicht eingerichtet. Nur wer den Krug des Lebens fast bis zur Neige ausgetrunken hat, sieht den Boden der Wirklichkeit. Nur wessen Blut langsamer fliesst und wer weiss, dass er seine verbleibenden Lebenskräfte zu schonen hat, kann jene Bedächtigkeit entwickeln, die überstürztes Tun verhindert. Nur wer schon lange im Lebenssturm gestanden hat, besitzt das Wissen um die Höhen und Tiefen des Daseins und kann für sich, aber auch für alle Jüngeren in erfahrener Weise entscheiden.

Wie war es denn in früheren Zeiten?

Jung sein war Trumpf. Körperliche Kraft und jugendliche Schönheit galten als Ideal. Banale Jugendlichkeit bestimmte das Leben. Die Rentner wurden wie wurmstichiges Holz abgeschoben, und ihre leuchtende Weisheit wurde vergessen und verdrängt. Es nützte damals wenig, dass sich Lehrer und Jugendbehörden kraftvoll bemühten, der Jugend ihre jugendlichen Ideale auszutreiben. Zwar zeigten schon damals manche junge Menschen jene echte Reife, die zur fraglosen Anpassung an das Gegebene befähigt. Aber es gab immer noch zu viele junge Menschen, die aufbegehrten und sich altehrwürdigen Traditionen widersetzten.

Und was war das Ergebnis eines hochgezüchteten Jugendkults?

Eine unreife Gesellschaft mit ständiger Unruhe, eine Gesellschaft ohne Tradition und Tugend, wo die Alten in Altersheime gedrängt wurden.

Erst die Pensionskassen mit ihren Milliarden erlaubten es, das Rad zu wenden. Nach und nach, über die Jahre und Jahrzehnte, übernahmen sie unsere Stadt, Haus für Haus, Wohnung für Wohnung, bis ihnen alles gehörte. Alt zu sein, zahlte sich wieder aus. Den Jungen blieb, gerechterweise, nur die Arbeit, mit der sie die Koffer der Pensionskassen füllten. Diese ehrwürdige Sitte wird in unserer Stadt bis heute hochgehalten. Ehre dem Alter, das Alter ehrt.“

Obwohl die Predigt kurz und würzig war, gähnten die meisten Zuhörer gelangweilt, sofern sie nicht die Holzbänke mit kleinen Messern verunzierten. Offenbar hatten die meisten diese Predigt schon mehrmals zu hören bekommen.

Der dürre Prediger wischte sich nach getaner Arbeit den Schweiss vom Gesicht und gab den jungen Leuten zu seinen Füessen den Wink, aufzustehen. Von einer gequälten Trompete begleitet, wurde lauthals der AHV-Psalm gesungen, was selbst die Holzfiguren zum Erzittern brachte.

Kaum war der letzte Ton verklungen, wurden die Zuhörer wieder aus der Kirche getrieben, zuerst die Mädchen und jungen Frauen, danach die Knaben und jungen Männer. In geschlossenen Reihen wurden sie zu ihren Schlafräumen geführt: lange Räume, die mit zweistöckigen Pritschen vollgestopft waren. Letzte Ermahnungen, sich zu waschen und ruhig zu schlafen, und die Bewacher liessen sie allein.

Andreas eroberte sich eine obere Pritsche, so dass er den ganzen Schlafsaal überblickte. Kaum war die Türe geschlossen, zogen einige junge Männer scharfsinnig versteckte Schnapsflaschen hervor und gossen sich ihre Zahnbecher voll. Andere spielten klammheimlich mit zerknitterten Spielkarten. Von irgendwoher schlüpfen einige junge Frauen in den Männerschlafsaal. Nach hartnäckigem Fragen erfuhr Andreas von einem bärtigen Bettnachbarn, dass es einen geheimen Gang zum Schlafraum der jungen Frauen gebe. Aber da der Busche mehr an Schnaps als an Frauen interessiert war, konnte Andreas nichts Genauere in Erfahrung bringen.

Die nächsten zwei Tage verliefen ähnlich wie der erste Tag: streng überwachte Feldarbeit, gemeinsam eingenommenes Mittag- und Nachtessen sowie ein lebhaftes, heimliches

Nachtleben. Die abendliche Strafpredigt in der Kirche gehörte ebenfalls zur täglichen Routine in der Pensionskassen-Republik von Baden.

Andreas versuchte am zweiten Tag auszubrechen, was ihm jedoch nur eine handfeste Prügelstrafe eintrug. Mehr Glück war ihm damit beschieden, Kontakt zu Madeleine aufzunehmen. In der dritten Nacht schloss er sich einer Schar junger Männer an, die über den in geheimer Nachtarbeit gegrabenen Gang zum Schlafraum der jungen Frauen vorstießen. Madeleine, durch Nichtstun und Abwarten entnervt, war erleichter, ihn wiederzusehen. Auch sie hatte Fluchtpläne gewälzt, bisher ohne Erfolg. Während sich andere Paare krachend auf ihren Pritschen wälzten, berieten sie sich flüsternd. Sie beschlossen, in zwei oder drei Tagen gemeinsam zu fliehen, um nach Silvan Ausschau zu halten. Da Madeleine weitgehend in Ruhe gelassen wurde, sollte sie bis dahin einen Überblick über mögliche Fluchtwege gewinnen.

Unterdessen war auch Silvan nicht untätig geblieben. Die drei alten Männer hatten ihn am ersten Morgen in das Haus eines wohlhabenden Witwers geführt. Er sollte zu ihm in die „Lehre“ kommen. Der Witwer war ein pffiffiger Mann mit angeschwollener, roter Trinkernase, der nach aussen eine erbarmungswürdige Gebrechlichkeit vortäuschte. Er liess Silvan in ein grünes Lehrgewand kleiden, um ihn dann in aller Ausführlichkeit in seine Pflichten einzuführen: am Morgen früh ein Schaumbad vorbereiten, nicht zu heiss, aber auch nicht zu kalt danach Frühstück mit Ei servieren, das Ei nicht zu weich und nicht zu hart. Später Einkaufen, Abstauben und Waschen; alles Tätigkeiten, wie sie seit altersher zu einer beruflichen Lehre gehören.

Silvan hörte ihm in unterdrücktem Ärger zu. Aber solange er die Situation nicht überblickte, war Widerstand sinnlos. So nickte er höflich, wenn sein Lehrmeister weise Sprüche von sich gab: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“, „Nur altes Holz ist gutes Holz“, „Kein Rentner fällt vom Himmel“, Früh krümmt sich, wer ein ordentlicher Bürger werden will“. Somit pflegte Silvan zusammen mit einem gleichaltrigen, schwermütigen Lehrling gehorsam das Haus, und gemeinsam kümmerten sie sich um ihren Lehrmeister, der – sofern ihm kein Altersgenosse zusah – lebhaft umher turnte und auf flinken Beinen durch die Wohnung rannte. Wenn allerdings ein Rentnerkollege sein Haus betrat, verwandelte er sich in einen zittrigen Greis, der, in einen Ledersessel gekauert, nur mühsam zu atmen schien. Silvan beobachtete die Verwandlung verblüfft. Später versuchte er vor dem grossen Esszimmerspiegel gleichfalls, sich gezielt zu vergreisen. Wie allen geschulten Politikern fiel es ihm denn auch nicht schwer, sich zu verstellen.

Am Abend des zweiten Tages brachte ihn der Witwer zur Belohnung für seinen Gehorsam augenzwinkernd mit einer lebhaften, rundlichen Lehrtochter zusammen. Er liess beide in einem der Schlafzimmer allein. Die Frau war von Silvan sofort angetan und machte sich so heftig an ihn heran, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als auch diese Lehrsituation in gewohnter Eleganz zu meistern. Es blieb ihm allerdings nicht verborgen, dass der Witwer sie durch ein Astloch in der Wand beobachtete. Jedenfalls war dieser danach so aufgeräumt, dass er ihn zu einem Glas altem Birnenschnaps einlud. Als er für einen Augenblick im Nebenzimmer verschwand, um seine stadtbekanntes Sammlung antiker Büroklammern zu holen, nahm Silvan die Gelegenheit wahr. Rasch öffnete er seinen Siegelring und liess einige Schlafkristalle in das Schnapsglas seines Lehrmeisters fallen.

Ahnungslos trank der lustige Witwer sein Glas leer, um bald einzuschlafen, tief und traumlos, seine Sammlung von Büroklammern auf den Knien. Silvan packte leise seine Sachen, und unbemerkt schlich er sich aus dem Haus und aus der vergreisten Stadt Baden. Nur ein grünes Lehrlingsgewand blieb zurück.

Das spurlose Verschwinden des neuen Lehrlings führte am nächsten Morgen zu einiger Aufregung und zu bitteren Bemerkungen über die Unzuverlässigkeit der modernen Jugend.

Immer wieder erzählte der Witwer, wie er dem jungen Mann schon von Anfang an misstraut habe und wie tief er menschlich enttäuscht sei. Trau keinem unter sechzig, war die einhellige Meinung der Umstehenden.

Das ungehörige Ereignis wurde jedoch schon bald durch die Ankunft eines hochehrwürdigen Wanderers in den Schatten gestellt. Von einem kräftigen Bauernburschen gestützt, trippelte ein uralter, weissbärtiger Fremder durch das Stadttor. Der fremde Greis begrüßte einige am Dorfbrunnen philosophierende Alte. Sie erfuhren, dass er auf der Suche nach zwei jungen Leuten sei, die ihm anvertraut worden waren, die sich jedoch vor zwei, drei Tagen in unverschämter Weise davongemacht hätten. Aus seiner langatmigen, immer wieder durch trockenes Husten unterbrochenen Beschreibung wurde deutlich, dass er jenen jungen Mann und jene junge Frau vermisste, die man kürzlich freilaufend aufgegriffen hatte, um sie einer geordneten Arbeitserziehung zuzuführen.

Der Wunsch des greisen Fremden, ihm seine beiden Zöglinge auszuliefern, bot eine günstige Gelegenheit, den Rat der Stadt einzuberufen und ihm diese wichtige Entscheidung zu überlassen. Der ehrwürdige Fremde war einverstanden. Mit allen Ehren, die seinem hohen Alter gebührten, führte man ihn ins Gastzimmer des Rathauses, damit er sich von den Anstrengungen der Reise erhole.

Der Fremde hatte Erholung tatsächlich nötig, denn sein weisser Bart war nahe daran abzurutschen, und die gebeugte Haltung bereitete ihm heftige Rückenschmerzen. So leimte Silvan, als er sich unbeobachtet fühlte, seinen weissen Kunstbart wieder fest. Einige Lockerungsübungen halfen ihm, den Krampf in seinen Schultern loszuwerden. Alter vorzutäuschen war harte Knochenarbeit.

Um die Mittagszeit brachte man dem ehrvollen Gast ein Gedeck mit warmer Suppe und weichgekochtem Gemüse. In einem Glas Wasser lag gastfreundlich ein Hilfsgebiss, mit dem das hohe Alter des Gastes geehrt wurde. Allein gelassen, reicherte Silvan seiner Mahlzeit aus eigenen Vorräten an.

Er hatte gerade noch Zeit, sich seine Kunstfalten wieder zurechtzulegen, bevor ihn ein Ratsdiener zur Ratsversammlung berief.

Mit allen Ehren wurde Silvan in einen halbrunden Raum geführt, in dem die Wände mit den Metallgerippen von Regenschirmen verschönt waren. An einem hufeisenförmigen Tisch sassen die zwanzig ältesten Bewohner Badens, der Vorstand der regierenden Pensionskasse. Dem Anschein nach schien keiner ein Alter von weniger als achtzig Jahren aufzuweisen. Vorne am Tisch sass der Pensionsmeister, ein schweratmender, schwammiger Mann mit rotgeäderten Wangen und haarlosen Kugelkopf. Er winkte dem Fremden zu und befahl dem Ratsdiener, ihm einen kantigen Rollstuhl zu bringen. Silvan setzte sich und liess sich, wie die anderen Anwesenden, von einem Lehrling angurten.

In einer Ecke des Raumes sassen Andreas und Madeleine auf niedrigen Schemeln. Verwundert betrachteten sie die ungewohnte Szene.

Der Pensionsmeister räusperte sich vernehmlich und begann mit einer langfädigen Begrüssungrede. Er verwies auf die Ehre, einen Greis aus fernen Landen unter sich zu wissen, einen Rentner, der sich seine Pension durch stetiges, ununterbrochenes Altern verdient habe. Er sei hier, um seine zwei ungezogenen Zöglinge wieder in Empfang zu nehmen. Verachtungsvoll wies er auf Madeleine und Andreas.

Der Pensionsmeister wies auf die schwere Aufgabe hin, junge Leute zu vergreisen; eine Aufgabe, die Jahre in Anspruch nehmen; eine Aufgabe, die den Vorfahren leider nur ungenügend gelungen sei, wenn es auch an Anstrengungen sicher nicht gemangelt habe. Glücklicherweise sei man heute weiter, und die Pensionskasse habe alles voll in der Hand.

Nach dieser Rede sank der Pensionsmeister erschöpft in seinen Stuhl zurück, um sich erneut angurten zu lassen. Er gab das Wort an seine Ratskollegen weiter.

Unterdessen war jedoch die Hälfte des Rates eingeschlafen. Jene, die noch wach waren, nickten zur zustimmend umher. So wurde nach kurzem Schweigen einstimmig beschlossen, die beiden Zöglinge wieder ihrem ursprünglichen Ziehvater zu übergeben, im Vertrauen darauf, dass er beiden die richtige Zucht und Ordnung beibringe.

Während der Rede des Pensionsmeisters hatte sich Silvan die Ratsherren der Stadt Baden unauffällig angesehen. Die meisten wirkten uralte, zum Teil geradezu unglücklich senil. Silvan spürte, dass etwas nicht stimmte. Jener kahle, eingefallene Schädel stand in offensichtlichen Widerspruch zu den kräftigen Händen. Und jene Knollennase war zu rot, um echt zu sein. Jener weissbärtige Herr neben dem Pensionsmeister wirkte unnatürlich zitterig, ja er benahm sich, als ob er sich gezielt vergreist hätte. Silvan bekam den Verdacht, verschiedene Greise seien ebenso künstlich wie er selbst. Wie zufällig strich er beim Abschiednehmen einem der verdächtigen Greise mit dem Daumen über die verrunzelte Wange. Und tatsächlich, sein Daumen färbte sich gräulich. Der Mann sprang erschrocken zu Seite, mit einer Jugendlichkeit, die ihn erst recht verriet. Flüsternd bat er Silvan, ihn nicht blosszustellen. Nach einigem Bohren erfuhr Silvan zu seinem stillen Vergnügen, dass fast ein Drittel, wenn nicht mehr, des Rates in Wirklichkeit aus Nichtrentnern bestand, die sich künstlich vergreist hätten. Nur so hätten sie als erst Fünfzigjährige die Chance, an den Entscheidungen von Stadt und Pensionskasse überhaupt teilzunehmen. Ehre dem Alter, das Alter ehrt.

Silvan verabschiedete sich rasch von echten wie falschen Ratsgreisen und nahm seine ihm neu anvertrauten Zöglinge entgegen. Andreas und Madeleine begriffen erst, als er ihnen heimlich zuzwinkerte. Lautlos kichernd verliessen sie das Stadthaus und die Stadt Baden, Silvan immer noch weissbärtig und vorsichtig nach vorne gebeugt.

Erst als die Stadt hinter einer Wegbiegung verschwunden war, warf er seinen Kunstbart lachend ins nächste Gebüsch. Noch lange spotteten sie über das vergreiste Baden. Es war ihnen gleichgültig, dass sie durch ihre Flucht aller Pensionskassenansprüche verlustig gingen.

Da sich regenschwere Wolken vor die Sonne schoben, wanderten sie nicht weiter, als sie nach dreistündigem Fussmarsch einen Gasthof erreichten.

Es war ein breites, stattliches Holzhaus mit rotem Ziegeldach. Neben dem Gasthaus drehte sich ein grosses Windrad pfeifend im heftigen Wind. Vor dem Haus waren zwei hohe Dreiräder an einen Baum gekettet, und in einem halboffenen Schuppen schliefen drei langhaarige Zughunde. Über der Eingangstüre zum Gasthof stand ein zierlich geschmiedetes Eisenhuhn, das mit seinen Flügeln um sich schlug und metallisch gackerte, als die drei Reisenden die Türe öffneten. Sie traten in eine verrauchte Wirtsstube. An den Wänden hingen massenweise geschmiedete Tiere: Rehe, Hunde, Katzen und Gentiere. Sie setzten sich an einen leeren, runden Tisch, in dessen Mitte die Nachbildung einer Kutsche als Aschenbecher diente. Andreas bemerkte verwundert, dass die Decke der Wirtsstube wirt von Schnüren durchzogen war. Es wirkte wie der Alptraum einer Riesenspinne.

Der Wirt, ein langer Mann, dessen wirre Haare ihm bis auf die Schultern fielen, kam an ihren Tisch. Er war in einen mehrfach geflickten Plastikmantel gekleidet und in seinen ölig schmierigen Händen hielt er Hammer und Schraubenschlüssel. Er fragte sie nach ihren Wünschen. Vom eintönigen Essen der letzten Tage ausgehungert, bestellten sie das Beste aus Küche und Keller. Der Wirt nahm ihre Bestellung erst entgegen, als sie ihm einige Alu-Taler übergaben. Gegen Zechprellerei ist kein Kraut gewachsen und Vorsicht ist die Mutter der Gastwirtschacht, meinte der Wirt entschuldigend. Mit den Alu-Talern zwischen seinen Händen verschwand er in Richtung Küche. Silvan blickte ihm skeptisch nach. Vielleicht war das Beste doch nicht gut genug. Nur: wer in unterentwickelte Länder reist, muss mit allem rechnen.

Andreas und Madeleine sahen sich in der Wirtsstube um. In einer Ecke flüsterten einige Händler über das Wetter, und an einem eckigen Stammtisch strickten Bauern an langen

Wollsocken, um sich zwischendurch immer wieder ihren Bierkrügen zuzuwenden. Plötzlich vernahmen sie oben an der Decke ein Surren. Von unsichtbaren Händen gelenkt, schwebte ein Tablett den Schnüren entlang. Oberhalb ihres Tisches hielt es stehen und senkte sich. Rasch nahm Silvan die darauf liegenden Gläser, Teller und Bestecke an sich. Darauf wurde das Tablett wieder in die Höhe gehoben. Surrend verschwand es den Deckenschnüren entlang in Richtung Küche.

Auch der Wein und ihr Essen wurden ihnen vollautomatisch serviert. Ein Schild an der Wand klärte sie auf, dass sie sich im einzigen übriggebliebenen Schnellimbiss der ganzen Gegend befänden. „Hier können sie schneller essen als ihr Magen es für möglich hält“ wurde gepriesen. Für herabstürzende Teller und Flaschen würde jedoch keine Haftung übernommen.

Den Wirt sahen sie nur zwischendurch, wenn er irgendwelche Schnüre überprüfte. Ansonsten hörten sie ihn heftig in der Küche hämmern. Dennoch, das Essen schmeckte auch Silvan vorzüglich. Er klopfte sich befriedigt den vollen Bauch und sah belustigt zu, wie ihre leeren Teller schnurstracks abgeräumt wurden.

Silvan störte den Wirt beim Basteln einer riesigen automatischen Tellerwaschanlage und fragte ihn nach einer Möglichkeit zur Übernachtung. Widerwillig verliess er seine Bastelecke und zeigte ihnen ihre Zimmer, einen Hammer in der Hand und Eisennägel zwischen den Lippen.

In jedem ihrer Zimmer hatte sich der erfinderische Gastwirt zu schaffen gemacht. In Madeleines und Andreas' Zimmer war der Wasserhahn über ein System von Schnüren mit einer leider leicht knarrenden Musikdose gekoppelt. Jedes Zähneputzen wurde unweigerlich von einem Schlaflied begleitet. In Silvans Zimmer erlaubte ein ausgeklügeltes Federwerk es jedem Gast, sich in den Schlaf schaukeln zu lassen. Silvan dachte nicht daran, sich seekrank wiegen zu lassen, er konnte jedoch nicht verhindern, dass sein Bett mitten in der Nacht wild zu schaukeln begann, so dass sich seine Träume zu einer waghalsigen Piratengeschichte verdichteten.

Es war ein grauer, nebliger Tag. Ein scharfer Wind wehte ihnen entgegen. Unwillkürlich zog Madeleine ihren Lodenmantel enger um sich. Sie wanderten auf einer schwarz geteerten, menschenleeren Strasse. Daneben floss ein breiter Fluss, dessen mattgrau glänzendes Wasser Madeleine lockte. Rechts wurde die Strasse durch absterbende Tannen eingezäunt, deren dürre Äste hilflos nach den Wanderern griffen. Alles war ruhig. Madeleine wunderte sich, dass nirgends Vorgesellen zu hören waren. Sie klammerte sich an Silvan, aber dieser wich zurück. Er ist in den letzten Tagen merklich gealtert, fand Madeleine. Wohl das Resultat ihrer Erlebnisse in der Greisenstadt. Auch Andreas schlurfte merkwürdig gebückt, und plötzlich fühlte sich auch Madeleine alt und verbraucht.

Die Strasse wurde durch eine umgestürzte Tanne mit weiten Ästen versperrt. Müde versuchte Madeleine über die Tanne zu klettern. Sie wurde aber immer wieder von harten Ästen zurückgerissen. Erst nach mehreren Versuchen und mit aufgerissenen Mantel gelangte sie auf die andere Seite. Vor sich erblickte sie eine breite Steinbrücke, deren Pfeiler sich in der Tiefe verloren. Sie hatte Angst, die Brücke zu betreten und blieb stehen. Silvan und Andreas aber gingen weiter, ohne sich nach ihr umzusehen.

Unvermittelt lösten sich drei schwarze Schatten aus dem Tannenwald und rannten auf Silvan und Andreas zu. Sie schwangen dicke Holzknüppel und schlugen damit lautlos zu. Madeleine sah ihre beiden Freunde niedersinken. Einer der Schatten begann, sich auf sie zu stürzen. Sie versuchte wegzurennen, blieb jedoch wie angewurzelt an Ort und Stelle. Der gesichtslose Räuber umfasste sie mit zwei harten Armen, und schreiend stürzten sie in den Fluss.

Madeleine erwachte aus ihrem Alptraum. Benommen erkannte sie, dass der Schrei, der sie geweckt hatte, ihr eigener gewesen war. Sie versuchte sich an Andreas anzuschmiegen, aber

der drehte sich im Schlaf nur unwillig auf die andere Bettseite. Sie stieg aus dem Bett, um einen Schluck Wasser zu trinken. Knarrend setzte sich die Musik in Bewegung und durchbrach die Nacht mit mechanischen Tönen. Andreas schlief ruhig weiter, und sie versuchte vergeblich, wieder einzuschlafen und den Alptraum zu vergessen.

Während Andreas am Morgen munter seine gewohnten alpinen Turnübungen absolvierte und die Wände hochkletterte, lag Madeleine mit schwerem Kopf im Bett. Sie hatte keine Lust, aufzustehen. Andreas zog ihr spasseshalber die Bettdecke weg. Sie knurrte ihn an, er solle sie in Ruhe lassen. Der nächtliche Traum beunruhigte sie, auch wenn sie keinen Grund erkennen konnte.

Beim Frühstück vermochte sie den an der Decke schwebenden Tellern, Gläsern und Broten keinen Geschmack abzugewinnen und dass sich Silvans Frühstück in den Schnüren verhedderte, erschien ihr keineswegs lustig. Auf die fachlichen Erklärungen des Wirtes, der ein Rezept seines Urahnen MacDonald – ein zwischen zwei Brotstücke geklemmtes Stück Gummi – vordemonstrierte, reagierte sie nur unwirsch.

Da der Wirt seine Dreiräder nicht verkaufen wollte, waren sie gezwungen, weiterhin zu Fuss zu gehen. Silvan, kein Anhänger langer Wanderungen, hoffte später doch noch Fahrzeuge aufzutreiben. Im Notfall wäre er selbst mit Zweirädern zufrieden gewesen. Diese Gegend der Schweiz war jedoch offensichtlich touristisch völlig unerschlossen. Kein Wunder: Wer sollte auch Lust besitzen, diese kulturlosen Schweizer zu besuchen. Nein, Tourismus war als Entwicklungsprojekt für dieses Land völlig ausgeschlossen, dies müsste er in seinem Bericht an die Partei des Südens besonders hervorheben.

Es war ein sonniger, wenn auch frischer Frühlingmorgen. Überall am Weg blühten Blumen, und der Fluss auf ihrer linken Seite floss sauber und hell in Richtung Norden. Vögel begleiteten sie mit hellem Zwitschern. Frohgestimmt wiegten sie sich auf den ausladenden Ästen der hohen Tannen, die den Weg zu ihrer Rechten säumten. Schon bald gewann Madeleine ihre gewohnt gute Laune zurück, und als Silvan ein italienisches Revolutionslied anstimmte, sangen sie in Konkurrenz zu den Vogelscharen. Die Vögel fühlten sich durch die fremdartigen Töne irritiert und sahen sich die komischen Aufrechtgänger unter ihnen genauer an.

Der breite Weg war meist menschenleer. Nur von Zeit zu Zeit kamen ihnen mit Holz beladene Dreiräder entgegen, die von grossen Hunden gezogen wurden. Einmal begegneten sie einem Mönch und einer Nonne, die eine Schar fetter Schafe in ein nahegelegenes Wohngemeinschaftskloster trieben. Der Mönch entbot ihnen den allmorgendlichen Segen, während sich die Nonne verlegen einige Grashalme von ihrer Kutte wischte. Silvan fragte nach dem Weg und erfuhr, dass im nahegelegenen Städtchen Brugg regelmässig eine Passagierkutsche vorbeikomme.

Der Weg bog ab, und vor sich sahen sie eine Tanne, die halb auf den Weg gestürzt war. Madeleine erinnerte sich plötzlich wieder an ihren nächtlichen Alptraum, und sie blieb erschrocken stehen. Sie blickte sich um, und tatsächlich sah sie weiter hinten die Überreste einer alten Brücke, deren Pfeiler halb vom Wald verschluckt wurden. Sie fühlte sich unbehaglich. Dumpf erahnte sie eine nahende Gefahr, irgendwo ganz in der Nähe.

Kurzentschlossen weigerte sie sich, weiterzugehen. Sie erzählte Silvan ihren Traum und sprach von ihrer Vorahnung. Er blieb skeptisch. Typisch weibliche Ängstlichkeit. Andreas wusste nicht, was von der Sache zu halten war, aber instinktiv solidarisierte er sich mit Silvan.

Der Widerstand ihrer beiden männlichen Begleiter bestärkte Madeleine, und sie beharrte auf ihrer Weigerung. Es entspann sich ein heftiges Wortgefecht mit Silvan. Er zeigte keine Lust, mitten auf der Strecke irgendwelchen unbestimmbaren Launen Madeleines nachzugeben. Madeleine ihrerseits war nicht weiter gewillt, sich die typisch männliche Herablassung durch Silvan gefallen zu lassen.

Andreas versuchte vergebens, schlichtend einzugreifen. So liess er die beiden Streitenden allein. Am Flussufer erblickte er ein verlassenes Ruderboot. Die Farbe war zwar bis auf wenige Flecken abgeblättert, aber das Boot schien durchaus noch schwimmfähig zu sein.

Er ging zu seinen immer noch heftig streitenden Freunden zurück und schlug vor, den Weg per Boot fortzusetzen. So könnten sie einer eventuellen Gefahr ausweichen. Zudem sei eine Flussfahrt weniger anstrengend als ein Fussmarsch. Madeleine war sofort einverstanden, und nachdem er sich das Boot angesehen hatte, stimmte auch Silvan zu. Andreas suchte einen langen Ast, der als Ruderstange dienen konnte, und sie setzten sich ins Boot; Silvan mit gemischten Gefühlen, denn es lag tief im Wasser und durch einige Ritzen rannen Wasserfäden ins Innere. Aber es schwamm und mochte für eine kurze Strecke durchaus genügen.

Andreas steuerte das Boot geschickt in die Flussmitte, und sie fuhren bald in gutem Schrittempo den Fluss hinunter. Alles war genau so friedlich wie zuvor. Von Gefahr war offensichtlich keine Spur. Silvan grinste Madeleine spöttisch zu. Sie schwieg verlegen und bemühte sich mit vermehrtem Eifer, das nun rasch einsickernde Wasser herauszuschöpfen.

Da hörten sie hinter sich am Ufer jemanden lauthals fluchen. Überrascht erblickten sie einen dünnen Vagabunden, der am Ufer hinter ihnen her rannte. Offensichtlich der erboste Besitzer des Bootes. Andreas sah, wie der Mann stehenblieb, die rechte Hand hob, und er hörte etwas im Wasser aufklatschen, noch bevor der Schuss von beiden Ufern widerhallte und ganze Schwärme von Enten erschreckt aufflogen. Vor Schreck liess er den Ruderast ins Wasser fallen.

Aus dem Wald sprangen zwei weitere zerlumpte Gestalten hervor, die die Bootsdiebe in alle Ewigkeit verfluchten. Auch der Vagabund mit der Pistole fuchtelte mit seinen Fäusten, aber er schoss nicht weiter. Dafür waren ihm seine Pistolenkugeln zu wertvoll.

Als der Fluss eine Krümmung machte, verschwanden die schimpfenden Männer aus ihrem Blickfeld. Madeleine wusste nicht recht, was sie dazu sagen sollte. Ihre Vorahnung war verantwortlich dafür, dass sie friedlichen Eingeborenen ihr wertvolles Boot gestohlen hatten. Nun, ändern liess sich nichts mehr. Besser war, die Flussfahrt richtig zu geniessen. Ihre Ruhe verschwand, als ihr Andreas klarmachte, dass er die Ruderstange verloren hatte und sie nun steuerlos von der Strömung mitgerissen wurden.

Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich einfach treiben zu lassen und zu versuchen, dem einsickernden Wasser Herr zu werden. Eine Schar Reiher fuhr erregt auf, als sie vorbeitrieben. Erst nach langem Flügelschlagen wandten sich die erschrockenen Vögel wieder der Welt der Fische zu.

Alles war ruhig. Beide Ufer waren mit undurchdringlichen Gebüsch und hohen Bäumen besetzt. Nur ganz selten sahen sie die Ruine einer Villa oder einer Fabrik aus der Alten Zivilisation.

Nach einiger Zeit wurde die Strömung schneller. Ihr Fluss stiess mit einem anderen, hellbraun angeschwollenen Strom zusammen. Zwischen den zusammenprallenden Flüssen entspann sich ein freundschaftlicher Wettkampf, in dem ihr Boot hin und her gezerrt wurde. Jeder Wasserarm erhob seinen Anspruch. In der Not stiess ihr Boot auf eine kleine Sandbank, die mit Gras und Büschen bewachsen war. Geistesgegenwärtig sprang Andreas an Land und versuchte, das Boot ganz zu sich heranzuziehen. Es gelang erst, als auch Silvan und Madeleine ihm beisprangen. Gemeinsam zogen sie ihr leckes Boot auf den schmalen Streifen Sand mitten im Fluss. Silvan, froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu wissen, schlug vor, eine Kleinigkeit zu essen.

Nach genossenem „Picknick“ rupften Andreas und Madeleine etwas Gras und versuchten, die grössten Ritzen ihres Bootes zu stopfen. Keiner hatte Lust, durch das kalte Wasser ans Ufer zu schwimmen. So bestiegen sie erneut ihr baufälliges Gefährt. Ihre Bemühungen hatten

insofern Früchte getragen, als das Wasser nun langsamer einsickerte, zumindest für eine Weile.

Der Fluss trug sie direkt nach Norden. Beide Ufer waren über weite Strecken bewaldet. Es sah aus, als ob hier niemals Menschen gelebt hätten, und wenn, dann hatten sie jedenfalls keine bleibenden Spuren hinterlassen. Das Wasser floss ruhig, ohne Wirbel, so dass sie die Fahrt genossen, zumal sie mit dem einsickernden Wasser leicht fertig wurden. Nur einmal schoss ihnen mitten im Fluss ein breiter Betonbrocken entgegen, aus dem rostige Stahlstreben in den Himmel ragten. Glücklicherweise trieb ihr Boot rasch an dem Pfeiler vorbei, ohne mehr als gewöhnlich zu schaukeln.

Etwas später trieben sie an einer kleinen Flusssiedlung vorbei, die sich eng ans linke Ufer drängte. Sie sahen einige Männer, die schwatzend weisse Tücher wuschen. Zwei kleine Kinder winkten ihnen fröhlich zu, und ein schwarzgefleckter Hund bellte ihnen lange nach.

Das Tal wurde breiter und die Ufer flacher. Sie trieben langsamer. Andreas versuchte, durch Paddeln das linke Flussufer anzusteuern. Aber sie wurden immer wieder in die Flussmitte gezerrt. Der Fluss wollte seine Beute nicht freigeben. Das Boot war ihm sicher, denn es leckte immer stärker.

Eine Chance freizukommen bot sich ihnen erst, als vor ihnen ein zweites Boot auftauchte, in dem ein hagerer Fischer mit krausem Haar eine Reuse vorbereitete. Hinten im Boot sass ein kleines, braunes Schwein, das ihnen erwartungsvoll entgegengrunzte. Silvan schrie dem Mann zu, ihnen zu helfen, und erklärte ihm ihre ungemütliche Lage. Der Fischer nickte schweigend. Mit einigen Ruderschlägen war er bei ihrem Boot angelangt. Er warf ihnen ein Seil zu und fuhr sie seelenruhig ans linke Ufer. Das kleine Schwein sprang vergnügt in den Fluss und schwamm neben ihrem Boot her.

Ihr Helfer setzte sein Boot am Ufer auf und zog auch ihre Schwimmkiste an Land, wo unsere drei Reisenden vom Schwein willkommen gespritzt wurden. So waren sie glücklich, wenn auch nassgespritzt, wieder auf festem Boden angelangt. Sie dankten ihrem Retter, der sie aus graublauen Augen einzuschätzen versuchte. Er winkte ihren Dank ab und setzte sich wieder in sein Boot, um noch die letzten Reusen im Fluss zu verankern, nicht ohne sie vorher in sein Haus einzuladen. Madeleine und das freundlich grunzende Hausschwein sahen ihm zu, wie er sein Boot mit geschickten Ruderschlägen in die Flussmitte trieb und die Reusen versenkte. Danach ruderte er wieder ruhig ans Ufer zurück, zog sein Boot ganz aufs Land und ging seinen Gästen voraus, auf eine weiter oben liegende Hütte zu. Es war ein stämmig gebautes Blockhaus, auf dessen Veranda reihenweise Fische zum Trocknen aufgehängt waren. Sie erfuhren, dass er mit Frau und Kindern im Dorf flussaufwärts wohnte, wo er als Bauer und Patriot tätig war. Von Zeit zu Zeit zog er sich in diese verlassene Gegend zurück, um Fische zu fangen und Kleintiere zu jagen.

Er brachte einige Holzstühle aus der Hütte, und sie setzten sich auf der Veranda nieder. Die Sonne blickte warm durch die Bäume, und sie betrachteten den ruhig fließenden Fluss, mit dem erhabenen Gefühl von Landratten, die wissen, dass er ihnen nicht mehr gefährlich werden kann.

Ihr Helfer entfachte vor der Hütte ein kleines Feuer und bereitete in einem alten Benzinkanister dunklen Tee zu. Dann ging er zu seinem Boot zurück und holte einige frischfeuchte Fische, die sie an langen Ästen über dem Feuer brieten.

Nachdem er genügend Fischgräte ausgespuckt hatte, wollte Silvan wissen, wohin der Fluss führe und ob es sinnvoll sei, ihm weiter zu folgen, um auf dem schnellsten Weg nach Basel zu gelangen.

Der Mann kaute noch rasch an einem Fischschwanz, dann meinte er: „Die Aare, der Fluss da, fließt direkt nach Norden. Nicht weit von hier mündet sie in den Rhein. Der Rhein führt erst nach Westen, an der Stadt Basel vorbei und biegt dann nach Norden ab, um irgendwann

ins Meer zu münden. So hat es mir ein Matrose erzählt, der mit einem der rauchenden Schiffe den Rhein befährt.

Ich warne euch jedoch, weiter der Aare zu folgen. Weiter unten beginnt das Land des strahlenden Todes. Wer in sein Land eindringt, ist ihm auf ewig verfallen. Wer meint, ihm durch Flucht zu entweichen, stirbt an seiner stillen Umarmung. Der kräftigste Mann und die blühendste Frau siechen rasch dahin. Sie werden blass und blässer, und ihr Ende naht, wenn ihre Muttermale zu bluten beginnen. Dann holt sich der strahlende Tod die Eindringlinge und schleppt sie in sein Schloss. Dort müssen sie ihm dienen und seinen leuchtend blauen Thronsaal entsorgen, bis in alle Halbwertigkeit.

Von Unglücklichen, die sein Land verbotenerweise betraten, weiss ich, dass der strahlende Tod auf einer Insel inmitten der Aare wohnt. Von seinem Schloss sieht man allerdings nur zwei graue, runde Türme. Der Rest liegt tief in der Erde verborgen. Tief unten in einem Thronsaal aus Blei haust er, und wer seinem alles durchdringenden Blick ausgesetzt ist, stirbt kurze Zeit danach.

Der strahlende Tod ist auch sein Verführer von Pflanzen und Tieren. Er verzerrt die lebende Natur so, wie es seinen unergründlichen Launen gefällt.“

Der Mann stand auf und ging in seine Hütte. Bald kam er wieder zurück, ein Hasenfell in den Händen.

„Hier, schaut euch dieses Hasenfell an. Es hat zwei Köpfe, das Werk des strahlenden Todes. Er, der die reine Natur hasst und widernatürliche Kreaturen ausheckt: Hasen mit zwei Köpfen, Vögel ohne Federn und Rehe, denen ein kümmerliches Bein aus dem Rücken wächst.

Umgeht das Gebiet des strahlenden Todes, wenn euch das Leben lieb ist!“

Silvan verbarg seine Skepsis. Er wollte den Eingeborenen nicht verärgern. Er sah sich das Hasenfell mit den zwei Köpfen genau an und legte es mit leichtem Unbehagen zurück. Etwas schien an der Sache zu sein. Ein unnötiges Risiko wollte er unter keinen Umständen eingehen. So fragte er nach dem sichersten Weg, um nach Basel zu gelangen. Der Mann überlegte eine Weile, das Schwein hinter den Ohren kraulend. Dann wies er auf einen kleinen Fusspfad, der den Hang hinter seiner Hütte hinauf lief. Oben auf der Anhöhe würden sie, wenn sie einem der Bäche folgten, garantiert bald den Rhein erreichen. Dem Rhein entlang fänden sie viele kleine Dörfer, wo sie auch bequem übernachten könnten.

Sie verabschiedeten sich von ihrem freundlichen Retter und stiegen die bewaldete Uferböschung empor, eine Zeitlang vom zahmen Schwein begleitet. Andreas überlegte, wie er sich den strahlenden Tod wohl vorzustellen habe. Er fragte Silvan. „Falls überhaupt etwas an der unheimlichen Geschichte steckt“, erwiderte dieser. „wahrscheinlich eine gefährliche Industrieanlage der Alten Zivilisation, etwas das über Jahrhunderte hinweg Gift absondert oder sonst welche tödliche Kräfte verbirgt.

Abfall, Dreck und Schmutz, das war die Art unserer Vorfahren, sich ihren Nachkommen immer wieder ins Gedächtnis zu rufen und so Unsterblichkeit zu erlangen. Die frühen Ägypter haben ihrer Nachwelt riesige Pyramiden hinterlassen, die alten Römer den Weinbau, und die alten Technokraten hinterliessen uns Gift und tödliche Anlagen, um sich an ihrer Nachwelt zu rächen. Auch eine Art, den eigenen Untergang zu überleben.“

Andreas war nicht sicher, ob Silvan es ironisch meinte. Er fragte jedoch nicht weiter, denn er gehörte zu jenen, die alles fraglos hinnahmen. Zudem verlangte der steile Abhang seine ganzen Kräfte.

Sie waren alle drei erschöpft, als sie endlich die Anhöhe erreichten. Vor sich erblickten sie eine hügelige Landschaft mit weiten Wiesen, dazwischen frisch gepflügte Äcker. Ein Weg oder auch nur ein Fusspfad war weit und breit nicht zu sehen. So stapften sie durch halblanges, feuchtes Gras und weiche Ackererde, die an ihren Schuhen kleben blieb. Einige

Krähen pickten unlustig nach Regenwürmern und beäugten misstrauisch die drei Eindringlinge.

Abgesehen von zwei, drei leeren Scheunen und kreuzförmig aufgeschichteten Steinbrocken schien die Gegend leer und verlassen. Nur einmal erblickten sie in der Ferne einen Bauern mit Sense, der ihnen geflissentlich auswich.

Erst spät am Nachmittag erreichten sie einen grösseren Gutsbetrieb: einige Renovationshäuser, von einer niedrigen Steinmauer umschlossen. Von allen Seiten eilten Leute, von der Feldarbeit erschöpft, auf ein dreistöckiges, zinnenbewehrtes Steinhaus zu, das zwischen Stall und Scheune emporrage.

Einzig eine junge Frau schien es keineswegs eilig zu haben. Sie sass mitten in einer Wiese auf einem niedrigen Dreibeiner und schrieb heftig in ein schmales Heft. Neben ihr lag ein schwächlicher Mann in blauem Arbeitskleid auf einem einfachen Holzbrett. Mit monotoner Fistelstimme sprach er in die Luft hinaus. Erstaunt traten die drei Reisenden näher. Sie hörten, wie der Mann in allen Einzelheiten seinen nächtlichen Traum zum Besten gab, von der jungen Frau scharf angetrieben. Sie schien unzufrieden zu sein. Als der Mann stockte, schlug sie ihm mit einer Pferdepeitsche übers Gesicht. Madeleine piff empört. Die junge Frau blickte überrascht auf und setzte ihre Peitsche ab. Madeleine erkannte in ihr sofort eine träumerische Person, die sich alle Mühe gab, energisch zu wirken. Gegenseitig starteten sie sich abschätzend an, ohne dass der schwächliche Mann seine Traumerzählung auch nur für eine Sekunde unterbrach.

Die junge Frau wies mit der Peitsche auf ihn. „Ein hartnäckiger Fall, eine schwere Angstneurose. Da hilft nur eine intensive freudsche Traumanalyse, wenn überhaupt.“ Sie schlug ihm nochmals übers Gesicht.

Silvan nickte vorsichtshalber verständnisvoll. „Träume sind keine Schäume“, entgegnete er, einen seiner Standardsprüche benützend, die ihm für alle ungeklärten Situationen zur Verfügung standen.

Die junge Frau war verblüfft. Sie erhob sich rasch und begrüßte ihn mit herzlichem Handschlag. „Ihr seid sicher auch in der Psycho-Loge. Und diese jungen Leute da sind sicherlich Eure Privat-Patienten.“

„Nein, sie sind keine Patienten, sondern Schüler und Schülerin“, erwiderte Silvan geistesgegenwärtig.

Die junge Psycho-Login war hocheifrig und begrüßte nun auch Andreas und Madeleine mit Handschlag. „Patienten gibt es wie Sand am Meer. Aber echte Schüler sind selten, nur allzu selten.“ Sie seufzte und blickte verächtlich auf den Akkordträumer, der unterdessen friedlich eingedöst war. Sie schüttelte ihn und befahl ihm, sofort aufzustehen. Die Analyse sei für heute beendet. Aber der Mann liess sich nicht stören und döste weiter, den rechten Daumen im Mund.

„Ein widerspenstiger Patient“, meinte die junge Frau resigniert. „Nur eine lebenslange tiefenpsychologische Analyse kann ihm helfen.“ Und sie liess ihre Peitsche knallen.

„Ganz richtig!“ konstatierte Silvan, der nicht wusste, was von der Sache zu halten war. „Die Erziehung zum zuverlässigen Menschen erfordert lebenslange Anstrengungen“, zitierte er aus dem Programm der Partei des Südens. Die junge Frau sah ihn mit wachsender Bewunderung an. Sie war nun felsenfest überzeugt, einen eingeweihten Seelenkünstler vor sich zu haben. Schmeichelnd hängte sie sich bei Silvan ein. Gemeinsam schritten sie auf das Steinhaus zu, hinter ihnen Andreas und Madeleine, die belustigt kicherten. Auch der Patient erhob sich. Gleichgültig schlurfte er hinter den anderen her, das Holzbett auf dem Rücken.

Vor dem zinnenbewehrten, burgähnlichen Steinhaus standen zwei Männer, die ihnen neugierig entgegensahen. Der eine war ein älterer Herr mit sorgfältig gestutztem Kinnbart. Der andere war etwas jünger, eine kleingewachsene Person mit feisten Backen, vollem

Doppelkinn und kurzgeschorenen Haaren. Die junge Frau sprang auf die Beiden zu. „Ein wandernder Seelenkünstler aus fernen Landen mit zwei Schülern“, flüsterte sie ihnen zu. Beide blickten erfreut und stellten sich vor.

„Doktor Neuros, Freudianer. Ohne Freud kein Leid. Keine Lust ohne Freud“, schrie der Ältere und lachte meckernd über seinen kleinen Scherz.

„Doktor Testor, Spezialist für Arbeitstherapien“, stellte sich der kleine Feiste vor. Er wippte auf und ab, um grösser zu erscheinen. Mit ausholender Gebärde lud er die drei Fremden ins Haus. Das Abendessen sei schon angerichtet. Es gebe einen lustvollen Gänsebraten, meinte er zwinkernd und strich sich über seinen gewölbten Bauch.

Aus dem Haus trat eine hagere, ältere Frau mit weiss gepuderten Wangen und streng nach hinten gekämmten Haaren. Nervös starrte sie auf die drei Fremdlinge. Sie wollte sie wegscheuchen, als der ältere Seelendoktor vorsprang und ihr etwas ins Ohr flüsterte. Augenblicklich qualte sie sich zu einem Lächeln.

„Meine werte Frau, Expertin für Verfolgungswahn und Gartenbau“, murmelte Doktor Neuros verlegen.

Frau Neuros nahm ihren Mann am Arm und zerrte ihn ins Haus. Hinter ihnen folgten in zwanglos-eingeübter Reihenfolge die übrigen Mitglieder der Psycho-Kommune mitsamt ihren Gästen. Sie wurden in einen grossen, kühlen Saal mit runden Fenstern und rauchgeschwärtzter Decke geführt. An einem langen Holztisch sass schon eine Gruppe von Frauen und Männern in blauen Arbeitskleidern und blickte ihnen erwartungsvoll entgegen.

„Unsere werten Patienten. Jeder von ihnen gehört uns ganz und gar, mit Leib und Seele“, erklärte Doktor Neuros stolz. Beim Vorübergehen strich er einigen Patienten jovial über den Kopf, was ihm dankbare Blicke eintrug.

Die Seelenherrscher und ihre Gäste setzten sich ans obere Tischende, wo feine Alu-Teller in vornehmer Bescheidenheit auf einem geblühten Wachstuch lagen. Die Patienten mussten sich mit weissem Leintuch und schäbigen Porzellantellern bescheiden. Madeleine sah sich um und erblickte an der Wand zu ihrer Linken einige labyrinth-ähnliche Holzkäfige, in denen weisse Ratten umher rannten und ihre rosigen Nasen gegen die Käfigstäbe rieben. Neben den Käfigen schliefen zwei fette, schwarze Katzen.

Eine rundliche Frau servierte eine riesige Suppenschüssel. „Unsere Köchin und meine Lieblingspatientin. Ein hochinteressanter Fall von frühkindlicher Kochsucht“, murmelte die junge Traumexpertin Andreas ins Ohr.

Doktor Neuros hob die Hand und rief allen eine „Freudige Mahlzeit“ zu. Bald beugten sich Psycho-Logen und Patienten einträchtig über die dampfende Buchstabensuppe. Doktor Testor starrte angespannt in seinen Teller, um die Kombination von Suppenbuchstaben in ein Notizbuch einzutragen. Die junge Traumsucherin wandte sich von Andreas ab, um Doktor Testors Teller zu rütteln. Dies verärgerte ihn, und im Nu entspann sich ein heftiger Fachdisput, in den auch Frau Neuros mit ihrem Suppenlöffel eingriff. Madeleine und Andreas schauten dem Treiben mit erstaunten Augen zu, was ihren Ruf stärkte, verständige und lernbereite Schüler zu sein.

Die Aufregung um Doktor Testor legte sich erst, als die Kochpatientin zwei knusprig gebratene Gänse anschleppte. Der Gänsebraten war ein kulinarischer Genuss und Anlass für eine lautstarke Diskussion zwischen Doktor Neuros und seiner Frau über den Oedipus-Komplex beim Federvieh. In eingeübter ehelicher Zwietracht schlugen sie sich die Argumente um die Ohren, ohne dabei mit handfesten Gabelstichen zu sparen. Silvan benutzte den Disput, um durch gezielte Beschwichtigungssätze sein Fachprestige weiter zu steigern.

Die Patienten unten am Tisch liessen sich nicht stören. Von den streitenden Experten unbemerkt, wurde die zweite Gans einverleibt.

Die Fachdiskussionen ebten erst ab, als die Kochpatientin den Nachttisch aufsticht: einen angstneurotisch zitternden Pudding, der die tiefschürfenden Löffel der Anwesenden leider nicht lange überlebte.

Als alle gesättigt waren, entstand eine behagliche Stille. Alle analysierten zufrieden ihr wohlgefülltes Innenleben. Die Stille hielt jedoch nicht lange an, denn Doktor Neuros stand auf und leitete die allabendliche Fallbesprechung ein. „Wir haben es so eingerichtet, dass wir am Abend, nach dem Essen, unsere Erfahrungen austauschen, in aller Offenheit und Ehrlichkeit“, erklärte er seinen Gästen. „Also, wer hat etwas zu melden?“ fuhr er fort und blickte herausfordernd in die Runde.

Es meldete sich niemand. Selbst die junge Traumexpertin schwieg. Sie benützte die peinliche Stille, um sich an Andreas anzuschmiegen, sehr zum Ärger von Madeleine.

Doktor Neuros runzelte erbost die Stirn, und seine Frau presste drohend ihre Lippen zusammen. So regte sich schlussendlich bei den Patienten ein mittelgrosser Mann mit schweren Händen.

„Ich bin jetzt schon gut vier Wochen den Manisch-Depressiven zugeteilt, die im Garten arbeiten. Wäre es nicht möglich, mich den Hysterikern zuzuteilen, die in der Küche zu tun haben? Ich vertrage die Zugluft im Garten schlecht, und von vielen Bücken schmerzt mich der Rücken.“

Doktor Neuros überlegte und kraulte seinen Kinnbart. Dann sah er zu seiner Frau hinüber. Diese nickte kurz zustimmend. So gab er dem Wunsch des Patienten nach und stellte ihm eine neue Diagnose.

„Aber dafür muss jemand von den Hysterikern zu den Manisch-Depressiven wechseln. Sonst haben wir für die Gartentherapie zu wenige Kräfte, gerade jetzt, wo es viel zu tun gibt. Meldet sich jemand freiwillig? Sonst bin ich gezwungen, jemandem die Diagnose zu ändern.“

Zu seiner Erleichterung meldete sich eine jüngere, hübsche Frau, die dafür von ihrem Tischnachbarn mit einem warmen Kuss belohnt wurde.

„Hat sonst noch ein Patient Probleme mit seiner Diagnose?“ wollte Doktor Neuros weiter wissen.

Diesmal meldete sich ein alter, aber noch kräftiger Mann mit pfiffigem Wieselgesicht. „Ich möchte meine Klaustrophobie gegen eine andere Seelenkrankheit tauschen. Am liebsten gegen eine Ergophobie.“

Doktor Testor sprang erregt auf. „Kommt nicht in Frage. Wer soll den Kuhmist führen, wenn Sie eine Angst vor Arbeit zugesprochen erhalten? Nur über meine Leiche!“ Zwischen beiden entwickelte sich ein lautstarker Streit um Symptome und Testergebnisse. Der Patient drohte mit einem allgemeinen Teststreik, eine Drohung, die Doktor Testor schwer erregte. Nach langem Hin und Her einigten sie sich auf die Diagnose der Akrophobie, der Höhenangst, was dem Patienten zumindest eine Verlängerung der Therapien und damit eine Verkürzung der Arbeitszeit einbrachte.

Zum Abschluss der abendlichen Fallbesprechung wollte auch die junge Traumexpertin zu Wort kommen. Sie räusperte sich kunstgerecht. „Hm, hm, was ich euch noch sagen möchte, ist dies: Traumanalysen nützen wenig, wenn die Patienten sich beim Träumen keine Mühe geben. Ich muss schon sagen: seit einigen Tagen kommen immer dieselben klassischen Träume. Schrecklich langweilig und stereotyp. Gebt euch mehr Mühe und träumt mit mehr Phantasie. In den letzten Tagen waren eure Träume grässlich banal und lehrbuchhaft. Immer dieselben Schlüsselsymbole und Archetypen, als ob ihr eure Träume austauschen würdet. Träume sind zu ernst, um einfach vor sich hinzuträumen. Also, mehr Leistung und mehr Qualität. Träumt hübsch verschlüsselt, oder ich werde euren Traumakkord verschärfen.“

Die Patienten nickten schuld bewusst und versprachen, sich zu bessern. Da somit alles zum Besten geordnet war, wurde die Tafel aufgehoben. Arbeitstherapeut Doktor Testor verschwand

mit den Patienten in die Küche zum Abwasch, nicht ohne vorher eine der weissen Ratten zu einem anregenden Leistungstest zu zwingen.

Madeleine sah der Ratte zu, wie sie zu einem weit oben am Käfig angebrachten Brett startete, auf dem ein Stück duftender Käse lag. Die Ratte kletterte über eine kleine, durch eine Schnur mit einem Gegengewicht verbundene Leiter auf ein Zwischenbrett. Von dort trennte sie immer noch eine ganze Rattenlänge vom lockenden Käse. Die Ratte schnupperte ungeduldig und rannte auf dem Zwischenbrett hin und her. Sie putzte sich ihr rosarotes Näschen und zog plötzlich an der Schnur mit dem Gegengewicht. Dadurch wurde die Leiter emporgezogen. Sie vergewisserte sich noch einmal und zog dann die Leiter ganz zu sich empor, von wo sie schnurstracks zum Käse kletterte und ihn genüsslich verschlang.

Die junge Psycho-Login kam hinzu. Sie nahm die weisse Ratte aus dem Käfig und streichelte sie. „Ratten sind interessante Tiere. Sie eignen sich für Experimente fast so gut wie Menschen. Ebenso wie Menschen lassen sich Ratten leicht dressieren. Nur schade, dass uns Rattenträume nicht zugänglich sind.“

Sie setzte die Ratte in ein weitläufiges Holzlabyrinth. Aber die guttrainierte Ratte durchlief das Labyrinth zielbewusst, ohne sich von den vielen Sackgassen irritieren zu lassen. Sie war zu gut erzogen, um die Menschen durch nonkonformes Verhalten zu ärgern.

Doktor Neuros und seine Frau luden die drei Gäste ein, an ihrer allabendlichen gruppentherapeutischen Sitzung teilzunehmen. Widerstrebend liessen sich Silvan, Andreas und Madeleine in einen mit weichen Teppichen und Kissen ausgestaffierten Kellerraum führen. Einige der Patienten blickten ihnen schon erwartungsvoll entgegen.

„Wie üblich, beginnen wir mit einer netten, kleinen Ur-Schrei-Therapie“, erklärte Doktor Neuros. Er und seine Gäste setzten sich in einer Ecke auf weiche Kissen und überliessen seiner Frau das Feld.

Frau Neuros, in eine schwarze Abendrobe gekleidet, liess sich aus einem schmalen Lederetui einen schwarzen Holzstab übergeben und hiess die Patienten, sich im Halbkreis zu gruppieren, die Frauen zu ihrer Linken, die Männer zu ihrer Rechten.

Sie spitzte ihre Lippen, hob beide Arme und wies mit dem Stab auf einen der Patienten. Unverzüglich begann dieser einen gedehnten Schrei auszustossen, in reinstem Bariton. Ihm folgten andere Patienten, die ebenfalls markdurchdringende Schreie ausstießen. Frau Neuros schwang den Stab nach links, und die Patientinnen setzten ein. Die einen heulten im Sopran, während andere ihre Alt-Stimmen hervorbrechen liessen. Im Chor und mit hochroten Köpfen schrien und heulten die Patienten mit aller Kraft, von Frau Neuros mit Geschick und Feingefühl dirigiert.

„Eine Eigenkomposition meiner Frau!“ schrie Doktor Neuros Silvan ins Ohr. Silvan und seine beiden Reisegefährten hörten fassungslos zu, zu erschüttert, um sich gegen das Geschrei zu wehren. Doktor Neuros dagegen sass selbstversunken auf seinem Kissen und wippte verträumt mit den Füßen.

Seine Frau liess den Stab energisch kreisen. Der Ur-Schrei-Chor verstummte, um einem heulenden Tenor Platz zu machen. Er schrie sich seine Wut aus dem Leib, bis ihm die Luft ausging. Auf ein Zeichen von Frau Neuros reagierten die Patienten feinfühlig mit einem konzentrierten Aufheulen.

Es war ein für Ur-Schrei-Therapeuten erhebender Kunstgenuss, der leider nur allzu rasch vorüber ging. Einige letzte Heuler, und die Patienten konnten den verdienten Applaus der Zuhörer entgegennehmen.

Stolz setzten sich die Patienten auf ihre Kissen, während sich Silvan benommen seine Ohren rieb. Unterdessen war auch die junge Traumdeuterin zu ihnen gestossen, in ein eng anliegendes Wollkleid gezwängt, das Doktor Neuros zum Ärger seiner Frau zu hintergründigen anatomischen Betrachtungen hinriss.

„Nun lassen wir uns ganz gehen und geben unserem Unbewussten Raum!“ befahl sie. „Wir beginnen am Besten mit einigen bewegungstherapeutischen Übungen, um uns aufzulockern“ Sie holte sich ein Kissen und warf es dem erstbesten Patienten an den Kopf. Der, nicht faul, warf es kräftig zurück. Im Nu hatte sich eine heisse Kissenschlacht entwickelt, in die bald auch die Gäste verwickelt wurden. Madeleine machte sich den besonderen Spass, die aufdringliche junge Psycho-Login so energisch mit Kissen zu bombardieren, dass diese hinter Doktor Neuros Schutz suchte. Die Schlacht wogte heftig, und die Luft füllte sich mit feinem Gänseflaum.

Nur Frau Neuros sass unbeteiligt in einer Ecke, um ein neues Heulkonzert zu komponieren, in Gedenken an ihr grosses Vorbild, Richard Wagner.

Der Traumexpertin waren nun genug Kissen um die Ohren geflogen, und sie befahl Ende der Therapie, sehr zur Enttäuschung vieler Patienten. Auch Frau Neuros hatte genug komponiert und verliess den Kellerraum, ihren widerstrebenden Gatten mit sich ziehend. Er müsse noch Akten fertig schreiben, ermahnte sie ihn.

Kaum waren diese beiden Seelenbeherrscher verschwunden, holte eine Patientin eine versteckte Flöte hervor und begann ein lustiges Tanzlied zu pfeifen. Die ersten Paare begannen sich im Kreis zu drehen. Ehe Madeleine reagieren konnte, schwebten Andreas und die junge Psychologin an ihr vorbei. Madeleine kam nicht dazu, sich zu beschweren, denn schon tanzte sie in den Armen eines jungen Patienten, der ihr stolz seine Fallgeschichte ins Ohr flüsterte. Er war besonders stolz darauf, dass man ihm die anspruchsvolle Diagnose einer zweifach verschränkten Psychose zuerkannt hatte, was ihn vor vielen unangenehmen Putzarbeiten verschonte. Ein frühkindliches Trauma, erklärte er, das ihm erst nach langen Therapiestunden bewusst geworden sei.

Alle tanzten fröhlich, und bald begannen auch die ersten Schnapsflaschen zu kreisen. Eine Patientin drängte Andreas in eine dunkle Ecke, um ihn zu einer Diagnose zu verführen. Aber her schwieg sich aus und reichte seine Partnerin schwungvoll an Doktor Testor weiter, der ihm dafür Madeleine übergab.

So tranken und tanzten sie zum Klang einer Flöte, bis schlussendlich alle auf die Kissen niederfielen, die einen vor Müdigkeit, die anderen aus Trunkenheit. Einer der Patienten erzählte Andreas und Madeleine die Geschichte vom Jungen, der sich vor nichts fürchtete:

„Es war einmal ein Junge, der alles besass, was sich nur wünschen liess. Er hatte liebe Eltern, wohnte in einem schönen Haus und kannte keine Probleme. Er war so normal, wie man nur normal sein konnte. Keinen Seelenjäger war es je gelungen, ihm irgendwelche Abnormität nachzuweisen.

Aber glücklich war der Junge nicht. Denn rundherum pflegten alle seine Freunde ihre anerkannten Neurosen und durften sich in die feinsten Therapien begeben. Sein bester Freund etwa hatte grundlose Angst vor Büchern und war ein anerkannter Bibliophobe, dem man alle Schriften aus dem Weg räumte. Ein anderer Freund durfte sich einer Ailurophobie erfreuen und seiner tief empfundenen Abscheu vor Katzen überall offen Ausdruck geben. Der Sohn des Nachbarn wiederum war stolzer Träger einer Linonophobie. Seine Furcht vor Bindfäden liess jedes Analytikerherz höher schlagen. Er wurde an allen Universitäten als 'hochinteressanter Fall' herumgereicht und war der offenkundige Stolz seiner ganzen Familie.

Nur unser Junge war stinknormal, so dass ihm alle Psychologen und Therapeuten auswichen und vor ihm verächtlich die Schultern zuckten. Nicht einmal eine simple Klaustrophobie vermochte er nachzuweisen. Er war die Schande seiner ganzen Familie, und die Nachbarsjungen lachten ihn hemmungslos aus.

So verliess er eines Tages tief betrübt seine Eltern, um sich im nahe gelegenen Bergweiher zu ertränken. Ein Selbstmord vermochte zumindest seinen Nachruf zu retten. Auf dem Weg traf er eine alte Frau, die auf ihrem Rücken eine schwere Bürde Holz heimtrug. Der Junge

grüsste die alte Frau und anerbote sich, ihr das Holz heimzutragen. Sie dankte ihm und fragte nach seinem Herkommen und seinem Weg. Der Junge klagte ihr sein grosses Leid und erzählte von seiner Absicht, sich im Weiher zu ertränken. Er war es lebensmüde, normal zu sein.

Die alte Frau hatte mit ihm grosses Mitleid, und so gab sie ihm den Rat, den weisen Meister der Seele in der Hauptstadt um Hilfe zu bitten. Er könne sicher helfen. Er habe auch ihr geholfen, ihre Katagelophobie, ihre urgründige Angst vor Hohn und Spott, erfolgreich vor jeder unüberlegten Heilung zu bewahren. Der Meister der Seele blicke tiefer als jeder andere, und er kenne die Verwirrungen der menschlichen Psyche wie kein anderer.

Der Junge dankte der alten Frau und tat, wie ihm geraten. Er rannte in die Hauptstadt und bat den weisen Meister flehentlich um seine Hilfe.

Der grosse Meister der Seele legte den Jungen auf seine Couch und hörte sich sein Leid an. Er überlegte einige Zeit. Dann setzte er den Jungen vor einen viereckigen Kasten, auf dem in farbenfrohen, lebendigen Bildern alle Schrecken dieser Welt aufleuchteten. Der Junge sah mächtige Metallungeheuer schöne, alte Häuser abreissen. Er sah feiste Männer, die mit leuchtenden Augen eine fahrende Kiste anbeteten. Er erblickte schaubeladene Flüsse, in denen Fische verzweifelt nach Luft schnappten und riesige Fabriken, deren Rauch grüne Wälder verdorren liessen. Aber alle Schrecken liessen den Jungen kalt. In seinem Herz wollte keine Angst aufkeimen. Selbst Bilder von hungernden Kindern und bombenzerstörten Städten berührten ihn nicht.

Wie der Meister der Seele dies sah, schüttelte er den Kopf und blätterte vergebens in dicken Büchern. Zornig rief er dem Jungen ins Gesicht: „Du gehörst zu den Verfluchten, die alles verdrängen. Dir kann keiner helfen. Deine Angst vor der Angst sitzt zu tief!“

Da lachte der Junge lauthals und schrie begeistert: „Genau, Angst vor der Angst, Furcht vor der Furcht, das ist, was mir fehlt!“ Er lief so rasch wie möglich heimwärts, um allen seine Phobophobie vorzuführen und durch die besten Psychologen seiner Stadt bestätigen zu lassen.

So lebte er fortan ebenso glücklich und geachtet wie alle seine Freunde, in der Gewissheit, der unschicklichen Normalität endlich entronnen zu sein.“

Das Ende der Geschichte wurde von den Patienten zum Anlass genommen, sich gegenseitig die eigene Fallgeschichte zu erzählen und auszuschnücken, bis die Müdigkeit alle zum Rückzug in die Traumwelt zwang.

Unsere drei Reisenden setzten ihre Wanderung am nächsten Tag erst am späten Vormittag fort. Madeleine und Andreas schliefen, von Tanz und Diagnosen erschöpft, lange und ausgiebig. Silvan dagegen wurde von Doktor Testor schon am frühen Morgen zu einem mit Tee, Eier und Speck garnierten Frühstücksgespräch aufgescheucht. Doktor Testor hielt einen langen Monolog, der ihn in Silvans Fachkompetenz bestärkte. Später trat die junge Traumtänzerin an den Frühstückstisch, um sich mürrisch mit Eiern und Brötchen vollzustopfen. Sie war darüber verärgert, dass es ihr nicht gelungen war, Andreas zu einer tiefnächtlichen Traumanalyse zu bewegen.

Nach und nach schlurften auch die Patienten an den Frühstückstisch, um zuallererst den allmorgendlichen Testbogen auszufüllen. Doktor Testor kontrollierte mit strengem Blick das ordnungsmässige Ausfüllen der Fragen. Erst danach war der Griff nach Teekanne und Brotkorb erlaubt. Aktenordner waren dazu da, gefüllt zu werden. Therapien ohne vollständige Akten waren zwecklos.

Kaum hatten auch Andreas und Madeleine ihr Frühstück eingenommen, drängte Silvan darauf, sich von der Psycho-Kommune zu verabschieden. Er beeilte sich umso mehr, als ihn Doktor Neuros heftig bat, sich bei ihnen niederzulassen. Er wäre gern bereit, ihm einige Patienten zu überlassen, und dies zu einem sehr günstigen Preis.

Mit Bedauern sahen Doktor Neuros und seine junge Kollegin wie der fremde Seelenmeister und seine zwei Schüler hinter einem Hügel verschwanden. Doktor Testor begleitete sie eine Zeitlang, einen Bündel Testbogen und eine Milchkanne mit sich schleppend. Beim nächsten Stall verliess er sie, um die dort wartenden Kühe testzumelken.

Silvan, Madeleine und Andreas wanderten an diesem Tag durch eine hübsche Hügellandschaft, die von vielen sprudelnden Bächen durchsetzt war. Auf den Feldern waren Bauern heftig an der Arbeit. Sie kehrten den Wanderer demonstrativ den Rücken zu und liessen sie dennoch nicht aus den Augen. Jeder ihrer Schritte wurde genau verfolgt, aber man wich ihnen aus. Nur ein brauner Esel, der unter einem Baum graste, liess sich nicht stören. Madeleine kraulte ihn hinter den Ohren und gab ihm ein hartes Stück Testbogen, den Doktor Testor ihr aufgedrängt hatte. Der Esel knabberte zufrieden am Papier und begleitete sie in Richtung einiger elender Holzbuden, die sich um die Ruine einer Fabrik drängten.

Bei ihrem Anblick rannte ein kleiner, schmutziger Junge in panischer Angst in den nächstgelegenen Unterschlupf. Vier Burschen mit Armbrüsten sprangen aus dem Bau. Fluchend warnten sie die Eindringlinge davor, näher zu kommen. „Weg mit euch, ihr Zigeuner! Einen Schritt näher und wir verkloppen euch über alles Grenzen! Wir mögen Fremde nicht, und schon gar nicht vor unserer Haustür!“ Einer der Burschen spuckte in ihre Richtung.

So blieb unseren drei Freunden wenig anderes übrig, als die fremdenfeindliche Siedlung weiträumig zu umgehen, ständig die vier bewaffneten Burschen im Rücken.

Später senkte sich der Weg. Sie mussten aufpassen, auf dem feuchtglänzenden Graspfad nicht auszurutschen. Die Gegend wirkte ungepflegt und verelendet. Von Zeit zu Zeit trafen sie auf einige halb zerfallene Holzhütten, die von Spinnen besetzt waren. Auf dem Rand eines runden Steinbrunnens blickte ihnen eine dicke, warzige Kröte entgegen. „Madeleine, küss die Kröte!“ scherzte Silvan. „Vielleicht steckt dahinter ein verwunschener Bankier, der seine Seele für Gold verkaufte.“ Madeleine schüttelte sich lachend. „Was nützt mir ein verzauberter Bankier? Ein Kuss von dir tut es auch. Vielleicht ist es eine weibliche Kröte, eine verwandelte Parteigenossin, die auf Erlösung wartet.“ Silvan spitzte die Lippen und rannte auf die Kröte zu. Diese sprang eiligst in den Brunnen. Sie war nicht gewillt, ihr beschauliches Krötenleben aufzugeben.

Unweit des Brunnens stiessen sie auf ein abgebranntes Dorf. Verkohlte Balken, einige Mauerreste und ein Stück zersplitterte Autobahn waren das einzige, was übrig geblieben war. Neben einer angesengten Leiter lag ein Menschenschädel. Madeleine sah einer Ameise zu, die sich der Erstbesteigung der Schädeldecke rühmte und voller Stolz ihre Vorderbeinchen putzte. Andreas erblickte an einer halbzerfallenen Mauer das mit Asche hin gekritzelte Wort „Föderalismus“. Er machte Silvan darauf aufmerksam. Der rief streitlustig: „Föderalismus, wenn ich das Wort nur höre! Was diesem Land fehlt, ist eine einheitliche Ordnung und starke Zentralgewalt. Jede Region führt ihr Eigenleben und niemand kümmert sich ums Ganze.“

Andreas widersprach: „Jedes Dorf und jede Stadt besitzt das Recht, sich so einzurichten, wie es den Leuten passt. Wieso soll jemand uns vorschreiben, wie wir leben sollen. Schliesslich kenne die Einwohner der einzelnen Dörfer ihre Probleme am besten.“

Madeleine pflichtete ihm bei: „Die einen leben so, die anderen so, jeder nach seinem Geschmack, frei und autonom. Dadurch wird das Ganze bunter und vielfältiger.“

Silvan, in seiner Parteihre gekränkt, widersprach beiden heftig: „Was ist das Resultat: ein Chaos verschiedenen Gemeinschaften und Siedlungen. Das gemeinsame Ganze verkümmert im Egoismus lokaler Interessen. Abgesehen davon: Wenn sich die Einwohner dieser Gegend nicht zusammenschliessen, wird dies von aussen geschehen, durch einen Eroberer aus dem Westen. Einigkeit und Solidarität gehen Hand in Hand. Der Schrei nach Föderalismus ist nur der Versuch, sich der gemeinsamen Verantwortung zu entziehen.“

Andreas und Madeleine, als letzte Vertreter der Bergdemokraten, waren nicht überzeugt. Sie konnten sich nicht vorstellen, wie überall die gleichen Regeln gelten könnten. Damit würde die Welt entsetzlich langweilig und uninteressant. Silvan lachte sie aus und erzählte ihnen, dass alle durchwanderten Gebiete früher, vor dem Zusammenbruch, einem einzigen Staat angehört hätten: „Die Alte Schweiz besass alles, was einen rechten Staat ausmacht: lange Regale voller Gesetze, die alles und jedes regelten; mehr Verbote, als eine Person allein sich einprägen konnte; sowie eine Armee und eine Polizei, die mit strenger Faust und harten Geschossen für Ruhe und Ordnung sorgten. Die Schweiz besass eine gemeinsame Fahne, blutrot, so dass die Bürger jederzeit an ihre Pflicht erinnert wurden, ihr Blut zur Verteidigung des Privateigentums hinzugeben. Die Schweiz war damals so mächtig und stark, dass Tausende von Frauen und Männern aus dem warmen Süden in den kalten Norden zogen, um den Wohlstand der Schweiz zu mehren. Sie kamen zur Arbeit, obwohl sie als Menschen unerwünscht waren und man ihnen ins Gesicht hinein misstraute. Eine spezielle Fremdenpolizei überwachte alles Fremde und unterwarf alle Fremden der blutrot-weissen Fahne. Und trotzdem wanderten Tausende in den Norden, so mächtig und so reich war früher dieses Land.“

Madeleine und Andreas waren unsicher, ob sie Silvan glauben sollten. Ihre Eltern hatten ihnen ein gänzlich anderes Bild von der Alten Schweiz gemalt. Sie hatten von bankenmässigen Freiheiten, versicherungstechnischer Ordnung und gutbürgerlicher Demokratie geschwärmt. Sie hatten die Vielfalt in der Einheit betont und den einheitlichen Wohlstand der damaligen Schweiz in den Himmel gehoben. Wie auch immer, das Schicksal hatte sich gründlich gewendet. Die Schweiz war in tausend Stücke zerfallen. Mit dem Reichtum war auch die staatliche Einheit verschwunden. Jetzt war der Süden reich und mächtig, die Schweiz arm und ohnmächtig, ein Land, das sich einmal mehr an den Rand der Geschichte gedrückt hatte.

Am frühen Nachmittag erreichten sie den Rhein, einen breiten, träge fliessenden Fluss mit schlammigem Wasser. Sie wanderten einem Uferpfad entlang, bis sie in einer Ufersiedlung eine ältere Frau auftriefen, die bereit war, sie in ihrem Boot mitzunehmen. Die Frau war Hebamme, und da keine Geburten bevorstanden, benutzte sie die Gelegenheit, Verwandte weiter flussabwärts zu besuchen. Sie wollte dort ihren Vorrat an schmerzstillenden Kräutern und Verbandstoff auffüllen. Während der Bootsfahrt gab sie ihnen den Rat, männlichen Ärzten möglichst auszuweichen und sich an den Rat erfahrener Frauen zu halten. Was können Männer, dieses wehleidige, schwache Geschlecht schon von Krankheiten wissen? Nichts, rein gar nichts, dafür seien Männer viel zu schreckhaft. Im Übrigen seien die meisten Krankheiten rein seelisch bedingt und am ehesten durch positives Denken zu heilen. Madeleine gab ihr Recht, und die beiden Frauen tauschten flüsternd ihre Geheimnisse aus, ohne sich um die gekränkten Männer zu kümmern.

Ein lang gedehntes Brüllen unterbrach das Zwiegespräch der beiden Frauen. Mit raschen Ruderschlägen musste die Hebamme einem entgegenkommenden grossen Schiff ausweichen. An beiden Seiten waren breite Schaufelräder angebracht, die es stampfend vorwärts schoben. Dahinter war ein voll beladener Lastkahn angekoppelt. Im Innern piff und rasselte es, als ob eine Herde Kühe aufgeregt herumrennen würde. Erschrocken hielt sich Andreas beide Ohren zu, bereit, bei jedem Anzeichen von Gefahr ins Wasser zu springen. Silvan erklärte ihm, dass die Schaufelräder durch heissen Dampf angetrieben würden. Deshalb bewegte sich das Schiff ohne Rudern stromaufwärts. Andreas blieb skeptisch. Wie sollte man ein Schiff mit heissem Dampf füllen, ohne dass es zu brennen begann? Sicher war irgendein Zauber am Werk, und Andreas bekreuzigte sich rasch.

Das Dampfschiff schob sich an ihrem Boot vorbei, ohne dass der Steuermann von ihnen auch nur Notiz nahm. Ihr Ruderboot wurde vom aufgewühlten Wasser hin und her geschaukelt. Noch lange hörten sie ein regelmässiges Stampfen und spürten schwarzen Rauch

auf ihren Zungen. Die Hebamme schimpfte erregt über den Lärm und den Gestank der modernen Schiffe, die seit einigen Jahren den Rhein befuhren, ohne sich um die Meinung der Uferbewohner zu kümmern. Sie war der festen Ansicht, dass Muttermilch und Säuglinge dabei Schaden nehmen würden.

Silvan liess ihr Klagelied kalt. Er versuchte, Andreas und Madeleine das Prinzip der Dampfmaschine zu erklären: grosse Hitze, heisse Luft, die sich ausdehnt, Abkühlung und Zusammenziehen, Kolben, die auf und ab stampfen, Räder, die sich drehen.

Andreas schüttelte ungläubig den Kopf. Wieso eine so komplizierte Maschine bauen, wenn man ein Schiff auch durch einfaches Rudern vorwärts bewegen konnte? Eisen war, so seine Erfahrung, zu kostbar, um es für nichtsnutzige Spielereien zu verwenden.

Dem nächsten Dampfboot begegneten sie erst, als sie sich dem Dorf näherten, in dem die Verwandten der Hebamme wohnten. Es war langgestreckt, weiss bemalt und trug den Namen „Lorelei“. Auch die „Lorelei“ besass an beiden Seiten breite Schaufelräder, die jedoch im Augenblick ruhten. Sie lag nahe am Ufer angetäut, und aus einem schrägen Kamin stieg dünner, weisser Rauch empor. Ein Mann in einer roten Pluderhose ruderte ein mit vollen Mehlsäcken beladenes Beiboot an ihr Heck. Dort wurden die Säcke an ein Seil gebunden und von einem kräftigen Kerl mit blauweisser Mütze ins Schiffinnere gehoben.

Silvan bat die Hebamme, sie zur „Lorelei“ zu rudern. Da sie allem Anschein nach flussabwärts zu fahren gedachte, hoffte er, mitgenommen zu werden. Der Kerl mit der Mütze blickte erstaunt auf und musterte sie mit katzenartig grünen Augen. Silvan fragte, ob er nach Basel fahre und sie mitnehme. Der Mann kratzte seinen kräftig wuchernden Bart und schob seine Mütze nach hinten. „Könnt ihr für die Fahrt bezahlen?“ fragte er höhnisch zurück. „Gratis gibt nichts, schon gar nicht bei mir.“ Er nannte einen unverschämt hohen Preis und wartete ab, wie der Fremde reagierte. Silvan gab der Hebamme ein Zeichen, weiter zu rudern. Als der Mann, Kapitän der „Lorelei“, dies bemerkte, rief er sie zurück. Er bedeutete ihnen, dass man über den Fahrpreis noch reden könne. Silvan und der Kapitän markteten eine geraume Weile hartnäckig, bis jeder der Beiden sich von der Geschäftstüchtigkeit des anderen überzeugt hatte. Dann warf ihnen der Kapitän eine Strickleiter zu. Madeleine verabschiedete sich von der Hebamme, die das Dampfungeheuer mit stillen Verwünschungen bedachte und kletterte hinter Andreas und Silvan aufs Deck. Auch der Mann in der roten Pluderhose, ein verschlossen wirkender Glatzkopf, kletterte an Bord. Er wurde ihnen als Zweiter Steuermann und Stellvertreter des Kapitäns vorgesellt.

Die Besatzung der „Lorelei“ bestand, abgesehen von einer Graugans namens Sigolinde, sonst nur noch aus dem Heizer, der sich schon tief im Maschinenraum aufhielt. Aber auch eine Besatzung von nur drei Mann muss sich, alten Traditionen gemäss, an eine strenge Dienst- und Hackordnung halten. Ordnungshalber wurden die drei Fahrgäste schiffsdienstlich eingestuft. Silvan wurde freundlicherweise direkt zum Dritten Steuermann und Stellvertreter des zweiten Steuermannes befördert. Andreas und Madeleine hatten sich mit der Funktion von einfachen Matrosen zu begnügen.

Als alles geordnet war, schlug der Kapitän die Glocke. Im Schiffinnern begann es zu rumoren und rhythmisch zu stampfen. Die Schaufelräder drehten sich langsam und trieben die „Lorelei“ mitsamt einem angekoppelten Lastkahn den Rhein hinunter.

Sie fuhren direkt in eine dichte Regenwand. Schon bald prasselten dicke Tropfen aufs Deck und im Nu waren alle durchnässt. Die Gans Sigolinde zog sich in ihren Holzverschlag zurück und beschimpfte schnatternd eine rasch anschwellende Wasserpfütze. Auch dem Kapitän wurde es zu bunt. Er übergab das Steuer seinem Stellvertreter und führte seine Gäste ins trockene Schiffinnere. Über eine kleine Leiter stiegen sie in einen mit feuchter Wäsche verhängten, engen Raum. Der Kapitän warf die Wäsche kurzentschlossen in ein Fass und zog von der Wand einen Klapp Tisch herunter. Jeder der Gäste besorgte sich eine Holzkiste, und sie setzten sich rund um den Tisch, wo ihr Gastgeber schon einen Stapel Kontokarten in seinen

Händen blätterte. Er bancomatierte mit Andreas gegen Silvan und Madeleine. Zu Beginn verloren Silvan und Madeleine ein Konto nach dem anderen, bis sich vor ihnen ein fast unüberbrückbares Schuldenloch auftat. Aber dann holten sie wieder auf, indem sie ihre Schulden gezielt gegen die Bank aufspielten, sehr zum Ärger der Gegenspieler, die ihre Spekulationsgewinne dahin schmelzen sahen. Als er zu verlieren begann, schlug der Kapitän deshalb ein gerechteres Spiel vor, nämlich das altbekannte „Fang das Glas“.

Aus einem Wandschrank holte er einen Haufen kleiner Gläser, eine gefüllte Schnapsflasche und ein Spielfeld samt Würfel. Jeder der Spieler erhielt sechs mit kräftigem Schnaps gefüllte Gläser in seine Ecke gestellt. Es galt, durch geschicktes Taktieren den anderen Spielern möglichst viele Gläser wegzuschnappen und in die eigene Spielecke zu manövrieren, um sie dort in einem Schluck auszutrinken. Allerdings bestand immer die Gefahr, dass ein anderer Spieler dazwischen fuhr und die erbeuteten Gläser kurz vor dem Ziel zurückeroberte.

Der Kapitän, der „Fang das Glas“ schon seit Kindheit mit Begeisterung gespielt hatte, versuchte seinen Durst durch aggressive Vorstösse zu löschen. Aber die anderen waren bald ebenso gewieft und gerissen und seine Beute blieb bescheiden. Silvan platzierte seine Gläser geschickt auf den Ruheplätzen um seine Spielecke und wartete ab, bis sich seine drei Gegenspieler gegenseitig aus dem Spiel gedrängt hatten. So gewann Taktiker Silvan das erste Spiel. Grosszügig überliess er dem durstigen Kapitän einen Teil seines Gewinnes.

Sie spielten „Fang das Glas“ so lang, bis ihnen das Spiel in den Kopf stieg. Das Schiff schien immer stärker zu stampfen und zu schwanken. Selbst der Kapitän achtete nun darauf, nicht allzu grosse Gewinne zu erzielen.

Ein lang gedehntes Brüllen unterbrach die angeheiterte Runde. Die Schaufeldräder drehten sich langsamer und blieben dann stehen. Aus dem Maschinenraum drang nur noch ein leises Zischen. Zu seiner Verwunderung erfuhr der Kapitän von Zweiten Steuermann, dass sie ihr Tagesziel schon erreicht hatten. Das Schiff sei ordnungsgemäss am Ufer vertäut. Der Heizer, ein an beiden Armen tätowierter Bursche mit kurzen Haaren, kletterte aus dem Maschinenraum. Auch er spielte rasch eine Partie „Fang das Glas“, wobei er der Einfachheit halber gegen sich selbst spielte.

Nachdem der Heizer seinen verdienten Gewinn geleert hatte, holte er Brot und Käse und jeder erhielt ein genau abgemessenes Käsesandwich. Schweigend assen sie ihr bescheidenes Abendbrot. Andreas versuchte krampfhaft, klaren Kopf zu behalten. Ihm war, als seien sie in einen schweren Sturm geraten, und selbst die Gans Sigolinde, die zwischen ihren Füßen nach Brotkrumen suchte, schien schwer zu schwanken.

Da im Schiff zu wenig Platz war, besorgte der Zweite Steuermann den drei Fahrgästen im nächsten Dorf eine Unterkunft. Es war dunkel und regnete heftig, als sie vorsichtig über eine schwankende, glitschige Planke ans feste Ufer stiegen. Am Ufer leuchtete ihnen eine Frau in schwarzweiss gewürfelter Schürze den Weg mit einer Petroltaschenlampe. Ihre Unterkunft war der Dorfgasthof „Zum Schwarzen Turm“, der sich als schwarzer, runder Schatten vor ihnen erhob. Über eine enge Wendeltreppe stiegen sie zu kleinen, gemütlichen Zimmern empor. Schon bald waren unsere Freunde in tiefem Schlaf versunken.

Am anderen Morgen wurde Madeleine durch heftiges Rumpeln und Hau-Ruck-Rufe geweckt. Andreas neben ihr schlug unwirsch die Augen auf. „Was ist los?“ wollte er wissen. Madeleine zog sich die Bettdecke über die Ohren. Sie war noch müde und wollte in voller Ruhe weiter schlafen. Aber die Rufe vor ihrem Fenster wurden lauter. Andreas sprang neugierig zum Fenster. Er zog die schwarzweiss karierten Vorhänge beiseite und blickte nach draussen. „Da wird ein Haus vorbeigezogen!“ rief er verblüfft. So entschied sich auch Madeleine, das warme Bett zu verlassen und ans Fenster zu laufen. Tatsächlich, von ihrem Fenster aus erblickte sie eine Gruppe von Männern und Frauen, die mit aller Kraft ein Haus

schräg über den Dorfplatz zogen. Es war ein hohes, rundes und vollständig schwarz bemaltes Holzhaus mit Kugeldach, das auf schweren Holzrädern stand. An langen Seilen wurde es langsam vorwärts gezogen.

Hinter diesem Haus standen weitere schwarze Holzhäuser, alle auf Rädern. Eines davon endete oben in einem geschnitzten Pferdekopf. Andere hatten spitze Dächer, gleichfalls pechschwarz gestrichen. In der Ferne erblickten sie eine Reihe von weiss bemalten Holzhäusern, ebenfalls auf Rädern, darunter zwei mit Pferdekopf-Dächern. Daneben standen weisse Türme mit Zinnen und ganz hinter auf dem Dorfplatz erhob sich ein dreistöckiger Holzpalast, dessen Dach mit einer goldenen Krone verziert war.

Silvan trat ins Zimmer und fragte Andreas, ob er bemerkt habe, dass sie in einem Schachdorf übernachteten hätten. Jedes Haus stelle eine Schachfigur dar und das ganze Dorf sei ein riesiges Schachbrett. Erst jetzt realisierte Andreas, dass der weite Dorfplatz in weisse und schwarze Quadrate eingeteilt war. Der gestrige Regen hatte zwar einige Felder verwischt, aber schon waren Dorfbewohner fleissig daran, die Linien mit Asche nachzuziehen.

Das vorhin über den Dorfplatz gezogene schwarze Läuferhaus stand in seinem neuen Spielfeld und bedrohte einen nur schwach gedeckten weissen Turm. Die Turmbewohner strömten heraus und diskutierten erregt den neuesten Schachzug der Schwarzen.

Silvan führte Andreas und Madeleine auf die Zinne ihres Turms, von wo sie das ganze Dorf gut überblickten. Auf ihrer rechten Seite befand sich das schwarze Königshaus, ein mehrstöckiges Gebäude mit runden Fenstern, aus denen ihnen Kindergesichter entgegenlachten. Oben auf der golden glänzenden Dachkrone putzte eine weisse Taube ihre Federn. Ihr Turmhaus deckte zwar den König, aber es wurde seinerseits von einem weissen Läuferhaus bedroht.

Ausserhalb des Dorfplatzes standen vereinzelte schwarze und weisse Hütten mit kleinen Kugeldächern. „Geschlagene Bauernhäuser“, erklärte Silvan.

Der Wirt und der Kapitän der „Lorelei“ stiegen ebenfalls zur Turmzinne empor. Sie kommentierten mit fachmännischer Miene den heutigen Schachzug.

„Als ich das letzte Mal hier war, besass Weiss eindeutig die bessere Stellung. Im Moment ist die Situation, glaube ich, recht ausgeglichen. Der Ausgang der Bürgermeisterwahl ist noch völlig offen“, meinte der Kapitän.

Der Wirt pflichtete ihm bei. „Der heutige Zug meiner Partei ist nicht von schlechten Eltern. Bin gespannt, wie die Weissen morgen darauf reagieren. Wahrscheinlich müssen sie ihr Damenhaus einsetzen.“

Der Kapitän vermutete einen anderen Gegenzug, den ihm der Wirt jedoch nicht zu entlocken vermochte. „Selber denken!“ war seine Antwort. Der Wirt des Schwarzen Turms wandte sich Andreas zu. Er wollte wissen, ob er auch Schach spiele. Andreas verneinte verlegen. Der Wirt war enttäuscht. „Schach kann ich nur empfehlen. Es ist nicht allein Spiel, es ist ein Symbol der Gesellschaft, wie sie sein sollte: Jeder spielt nach denselben festen Regeln, und jeder hat dieselbe Chance, durch Klugheit und Voraussicht zu gewinnen.“

„Jawohl“, höhnte der Kapitän. „Schach ist wie die Gesellschaft: Die kleinen Bauern werden zuerst geopfert. Alles dreht sich um den König, der dumm und unbeweglich herumhockt. Die Königin ihrerseits durchstreift frivol das ganze Feld und lässt selbst den anderen König nicht in Ruhe. Dazu machen querulante Springer bockige Sprünge und Läufer schräge Touren. Nur die Türme bewahren eine kleinbürgerliche Gradlinigkeit.“

Der Wirt des „Schwarzen Turms“ wusste nicht recht, ob er die letzte Bemerkung als Kompliment oder Beleidigung auffassen sollte. So knurrte er nur: „Ihr Flussleute seid immer die gleichen. Ihr habt es gemütlich: Stets mit dem Strom, am liebsten flussabwärts, da könnt ihr euch einfach treiben lassen.“

Dies liess sich der Kapitän nicht vorwerfen. „Da bist du falsch gewickelt. Flussabwärts steuern erfordert mehr Gefühl und Geschicklichkeit als flussaufwärts. Da genügt rohe Kraft

allein.“ Er wollte zu einem langatmigen Diskurs ausholen, als ihn sein Zweiter Steuermann zum Aufbruch drängte. So stieg er murrend die Wendeltreppe des Turms hinunter, gefolgt von seinen drei Passagieren. Sie verliessen das Schachdorf und gingen wieder auf ihr Dampfschiff zurück, das schon ungeduldig stampfte.

Der Kapitän übergab das Steuer grosszügig seinem Zweiten Steuermann und zog sich mit Silvan für eine Partie Schach in die Schiffskabine zurück. Er zog ein Schachbrett und Schachfiguren aus einer Schublade. Die Figuren waren aus Ton gebrannt und innen hohl. Augenzwinkernd füllte der Kapitän jede Schachfigur randvoll mit hellem Pflaumenschnaps. Er stellte sie sorgfältig aufs Spielbrett und das Spiel begann. Der Kapitän verfolgte seinem Durst gemäss die Strategie, Figuren möglichst rasch auszutauschen. So war das Brett schon nach wenigen Zügen von den meisten Bauern geleert, was den Kapitän zunehmend heiter stimmte.

Madeleine und Andreas stiegen unterdessen in den Maschinenraum, um sich das unheimliche Dampfungeheuer näher anzusehen. Der Heizer liess sich bei seiner Arbeit nicht stören. Nur mit einer blauen Pluderhose bekleidet, schaufelte er ein Gemisch von Feuerholz und Braunkohle in den Ofen. Der Hitze wegen hatte er einen Grossteil des Maschinenraums mit feuchten Lappen behängt und in einer Ecke stand ein Blecheimer voller Bier, zu dem der Heizer immer wieder sehnsüchtig hinüberblickte.

„Eine Dampfmaschine ist heikel wie ein Rassepferd“, schrie er Andreas zu. „Sie muss mit viel Gefühl gefüttert werden. Gibt man zu wenig Feuer, lahmt sie. Gibt man zu viel Feuer, geht sie einem durch“. Er schob noch einige Schaufeln nach, schaute zufrieden auf den Hitzemeter und nahm sich aus dem Blecheimer einen kräftigen Schluck.

Madeleine fühlte sich in der Enge des Maschinenraums unwohl. Es war viel zu heiss und das Stampfen und Zittern der Maschine war ihr nicht geheuer. Hinter dem Ofen schien ein gefährliches Untier zu lauern, das jederzeit ausbrechen konnte. Unverständlich, dass sich ihre Vorfahren jemals vollständig diesen herzlosen Metallungeheuern ausgeliefert hatten.

Während sich Andreas jedes Instrument erklären liess, ging sie wieder an Deck. Oben war es angenehm kühl nach der Bruthitze im Schiffsbauch. Es hatte erneut zu regnen begonnen. Sie lehnte sich an die Reeling und starrte zum vorbeiziehenden Ufer. Wälder, Wiesen und eng gebaute Flussdörfer wechselten sich ab. Von Zeit zu Zeit kreuzten sie kleine Ruderboote: Fischer, aber auch Bauern, die Geräte zum Schmid ins Nachbardorf ruderten. Einmal erblickte sie ein halbzerstörtes Dampfschiff, das auf eine Sandbank aufgelaufen war und nun einer Kolonie Schwäne als Nistplatz diente. Madeleine wollte ins Steuerhaus steigen, aber der Zweite Steuermann winkte mürrisch ab. Für unnütze Fahrgäste hatte er keine Zeit. So unterhielt sie sich mit der Graugans Sigolinde, die dankbar ein Stück Brot entgegennahm.

Als es ihr auf dem Deck zu kühl wurde, stieg sie wieder in die Kabine, die Gans flügelschlagend hinter ihr her. Der Kapitän genehmigte sich soeben einen eroberten Läufer. Leider war dies sein letzter Schluck, denn Silvan hatte seinen König eingekreist und matt gesetzt. Missmutig sah er zu, wie sein Gegner den geschlagenen König genüsslich austrank. Er war wieder zufriedengestellt, als ihm Silvan die übrigen Figuren zum Trunk anbot.

Der Kapitän der „Lorelei“ versprach ihnen, dass sie die Republik Basel noch am frühen Nachmittag erreichen würden. Vorher müssten sie jedoch die Fahrt nochmals unterbrechen, um eine Herde Schweine aufzuladen.

Als es soweit war, übernahm der Kapitän das Steuer kurzerhand selbst und lotste das Schiff in riskantem Manöver ans Ufer. Dort wartete ein breitschultriger Arbeiter in blauem Überkleid schon ungeduldig auf ihre Ankunft. Der Zweite Steuermann warf ihm ein Seil zu. Der Arbeiter verknotete es geschickt an einem der vielen alten Betonpfeiler, die das Ufer säumten.

Kaum war das Schiff sicher am Ufer vertäut, führte der Kapitän seine drei Passagiere an Land. Der Arbeiter im blauen Überkleid begrüßte sie mit Handschlag und ging ihnen voraus, zwischen halb umgestürzten Fabrikmauern und aufgeworfenen Bodenplatten hindurch. Die Schweineställe waren niedrige Holzverschlüge, die sich an altes Gemäuer anlehnten. In weiten Gehegen wühlten grosse und kleine Schweine zwischen zertrümmerten Asphaltplatten im Dreck. Andreas stutzte. Etwas war an diesen Schweinen ungewohnt. Auch Madeleine bemerkte es: die Schweine waren ungewöhnlich lang und besaßen nicht vier, sondern sechs Beine. Andreas wandte sich fragend an den Arbeiter. „Ja, diese Genschweine sind unsere Spezialität“, erklärte er stolz. „Gibt mehr Schinken als bei Vierbeinern. Sechsbeiner sind sehr praktisch“. Er lachte und führte sie zu einem Gehege, wo einige sauber abgespritzte Tiere auf den Abtransport warteten und ihnen erregt ihre Schnauzen entgegenstreckten.

Silvan war unterdessen mit dem Hohen Direktor des Unternehmens zusammengetroffen, einem schwächlichen Mann mit schulterlangen, weissen Haaren und scharfen, blauen Augen. Silvan wies auf die sechsbeinigen Schweine. Der Hohe Direktor grinste profitgierig. „Einer unser Verkaufsschlager. Lassen sich gut verwursten und zu prächtigem Beinschinken verarbeiten.“

Silvan wollte wissen, wer diese Schweine gezüchtet habe. „Diese Schweineart ist keine Züchtung“, belehrte ihn der Hohe Direktor. „Sie wurden von meinem Vorfahren La Roche gezielt entwickelt. So viel ich weiss, wurde der Samen gewöhnlicher Hausschweine mit Strahlen verändert, irgendwie, nach einem heute unbekanntem Verfahren. Zu jener Zeit wurde auch der biologisch optimale Mensch geschaffen, der Homo Retortus Optimus, nur hat keiner überlebt.“ Er schüttelte bedauernd den Kopf. „Die Aufzucht der Genschweine ist nur ein Teil unserer Produktion. Unsere Entwicklungschancen liegen auf einem anderen Gebiet.“

ER führte seinen Besucher in eine geräumige Holzhalle, in der übermannsgrosse Bottiche standen. Über eine Leiter stiegen sie auf eine schmale Holzgalerie, von wo sie die Halle gut überblickten. Silvan sah Männer und Frauen in grauen Arbeitskleidern, die in den Bottichen stocherten, Gras hineinwarfen oder mit langen Schöpfkellen eine ölige Masse in kleine Fässer leerten.

„In diesen Bottichen“, erläuterte der Hohe Direktor, „wird aus Abfällen Öl hergestellt, wie man es zum Schmieren von Dampfmaschinen oder zum Beleuchten von Häusern braucht. In jedem Bottich befinden sich Tausende und Abertausende von Patentbakterien, die Dreck in Öl umwandeln. Diese Halle ist allerdings erst ein bescheidener Neuanfang. Wir planen Grösseres. In Zukunft werden uns unsere Ölbakterien zu enormen Reichtum verhelfen. Öl ist so gut wie flüssiges Gold. Wer Öl hat, dessen Geschäfte laufen wie geschmiert.“

Der Hohe Direktor begleitete Silvan wieder die Leiter hinunter und wies auf einen Bottich, in dem eine Frau mit einer langen Stange rührte. Silvan trat näher und blickte über den Rand in eine stinkende, glänzende Brühe.

„Wir füttern die Öltierchen mit Schweinedreck, aber auch mit faulem Gras“, schrie ihm der Hohe Direktor ins Ohr. „Diese winzigkleinen Lebewesen, die von blossem Auge nicht sichtbar sind, vermehren sich rasend schnell, und wir können das Öl oben abschöpfen. Es stinkt zwar fürchterlich, aber Ölgeld stinkt nie.“

Er wurde von einem Arbeiter unterbrochen, der ihn um Rat fragte. Während der Hohe Direktor sich ihm widmete, schöpfte Silvan unbemerkt ein Glas voll stinkender Flüssigkeit aus einem der Bottiche. Er verschloss das gefüllte Glas mit Wachstuch und steckte es in seinen Mantelsack. Vielleicht gelang es der Technikergemeinschaft im Süden, hinter das Geheimnis des flüssigen Goldes zu gelangen. Öl war im Süden knapp geworden, nachdem die Vorfahren es millionenfach sinnlos verbrannt hatten. Der Fund von Öltierchen würde ihm sicher eine Beförderung eintragen.

Andreas rannte in die Halle, um Silvan zu holen. Der Kapitän der „Lorelei“ drängte zum Aufbruch. So verabschiedete sich Silvan eilig vom Hohen Direktor. Er versprach, jemanden

aus dem Süden in die Lehre zu schicken, was dem Direktor offensichtlich schmeichelte. Weitläufige Geschäftskontakte waren genau, was er bisher vermisst hatte. Vor seinem geistigen Auge sah er ein weltumspannendes Unternehmen, das Öl in alle Welt verschickte. Er wurde jäh in die Wirklichkeit zurückgeholt, denn ein Arbeiter war in einen Bottich gefallen und schrie um Hilfe. Nur mit Mühe und Not gelang es, ihn aus dem Gefäss zu fischen. Der Hohe Direktor war wütend. Immer diese lapidaren Zwischenfälle, wo er doch von Grösserem träumte.

Als Silvan und Andreas die „Lorelei“ erreichten, sahen sie gerade, wie die Schweine über die Planke ins Schiff getrieben wurden. Eines wurde gestossen und fiel, mit allen sechs Beinen strampelnd in den Fluss. Verzweifelt grunzend schwamm es ans Ufer zurück, wo man es mit einem Seil einfing und kurzerhand ins Schiff trug.

Auch Andreas und Silvan gingen wieder an Bord. Überall rannten ihnen die aufgeregten Schweine zwischen die Beine. Sigolinde flüchtete sich, empört schnatternd in ihren Verschlag, nicht ohne vorher eine Sau ins Hinterbein gepickt zu haben. Auch die Passagiere wurden von den herumrennenden Biestern in die Kabine getrieben. Dort trafen sie einen neuen Passagier, einen jüngeren Mann, der sorgfältig seinen langen Schnauz einfettete. Sie erfuhren, dass er ein Tierarzt aus der Freien Republik Basel war, einige kranke Schweine gepflegt hatte und zu den unausrottbaren Menschen gehörte, die ewig der Vergangenheit nachtrauern.

„In den guten, alten Tagen war alles anders“, klagte er und liess seinen Schnauz tiefer hängen. „Wo heute Schweine im Dreck wühlen, standen früher riesige Anlagen, in denen Tausende von Menschen und Maschinen beschäftigt waren. Ihre Kamine ragten hoch hinaus und ihre Abfallhalden waren wahre Wunder der Zivilisation. Damals wurde alles hergestellt, was sich ein Tierarzt nur wünschen kann: Mittel, womit Kälber in kürzester Zeit zu fetten Kühen heranwachsen und Pulver, mit dem man Schweine behandeln konnte, noch ehe sie krank waren.“

Aber auch für Menschen wurden damals kleine Wunderdinge geschaffen: Pillen, die sie zufrieden und ruhig werden liessen, ihnen alle Sorgen aus dem Kopf trieben. Prüfungsangst wie Liebesleid verschwanden nach Einnahme einer einzigen, winzigen Pille und machten tiefer Gemütsruhe Platz. Hergestellt wurden Tabletten, die den Menschen anregten und selbst schwerste Arbeit in einen goldenen Schimmer tauchten.

Die Menschen der Alten Zivilisation waren den unberechenbaren Stürmen ihrer Gefühle nicht schutzlos ausgeliefert. Mussten sie arbeiten, nahmen sie eine silberne Pille. Flugs wurden sie tatenlustig und arbeitsfreudig, so dass den Fabrikanten das Herz lachte. Ging es auf den Sonntag zu, nahmen sie eine goldene Pille. Flugs erfüllte sich ihre Seele mit satter Zufriedenheit, so dass keiner etwas hinterfragte.“ Der junge Tierarzt seufzte. „Leider ist das goldene Zeitalter der Seelenpillen schon lange vergangen.“

Madeleine hatte ihm ungläubig zugehört. Gefühle und Glück in einer kleinen Pille? Sie konnte es sich nicht vorstellen. Sie war überzeugt, dass kein Mensch so dumm sein konnte, sich irgendwelchen komischen Gefühlstabletten auszuliefern. Nun, wer weiss? Die Leute der Alten Zivilisation hatten alles getan, was schädlich und ungesund war. Und sie waren daran zugrunde gegangen. Welch ein Glück, dachte sie sich, dass ich nicht früher geboren bin.

„Wenn ich doch nur hinter das Geheimnis der Glückspille kommen könnte!“ klagte der junge Tierarzt, der sich als Zuspätgeborener verkannt fühlte.

Der Kapitän lachte ihn aus. Lauthals brüllte er: „Ich kenne durchaus ein Mittel, das auch heute alle schlechten Gedanken vertreibt.“ Er rannte zum Wandschrank und holte sich eine Flasche Kartoffelschnaps.

Ihr Schiff näherte sich der Republik Basel. Das Ruinenfeld, das die Stadt wie ein breiter Schutzgürtel umgab, wurde dichter und die Mauerreste stiegen höher. Der Tierarzt blühte auf.

Schwärmend riet er den drei Reisenden, sich in Basel gründlich umzusehen. Das freie Basel sei eine Stadt, wie es nur wenige gebe. Es besitze nicht nur ein gotisches Münster und weit bekannte Photosammlungen aus alten Zeiten, sondern eine fast intakte Altstadt. An autobreiten Strassen wären jedoch noch klassische Bürohäuser mit verschwenderischen Fensterfronten und gradlinigen Fluren zu bewundern. Nicht aus gewöhnlichem Naturstein, sondern aus unverwüstlich grauem Stahlbeton seien die Häuser teilweise neu restauriert. Einige Bauten beständen sogar aus matt glänzendem Kunststoff, Spekulanten zum Trotz, die am liebsten alle alten Banken abreißen möchten. Das schönste an der Basler Altstadt sei die würfelförmige Architektur, alles mehrstöckig und übermenschlich, aber in der geistigen Bescheidenheit der damaligen Zeit.

Silvan besass allerdings wenig Lust, seine Zeit in dieser völlig unbedeutenden Provinzstadt zu verschwenden. Er wollte vielmehr so rasch wie möglich jene Kontaktperson aufsuchen, die man ihm vor seiner Abreise in den barbarischen Norden ans Herz gelegt hatte. Der Parteisekretär von Bologna hatte ihm versichert, dass jene Person Genaueres über die Stadt der Archivare wisse, sofern sich dieser legendäre Überrest der Alten Zivilisation nicht als verlogener Mythos überspannter Phantasten entpuppen sollte. Silvan erfuhr vom Tierarzt, dass die gesuchte Person nahe beim Münster wohnte, und der Kapitän erklärte sich sofort bereit, sie dort ans Ufer zu setzen.

Nachdem sie zwei Steinbrücken unterquert hatten, war es soweit: Auf ihrer linken Seite erhob sich die Rückseite des Basler Münsters, einer gotischen Kirche aus rötlichem Stein mit zwei Türmen. Der eine Turm spitzte sich feingegliedert zu einem Steinkreuz zu, der andere Turm war nur halb so hoch und endete in einer schrägen Bruchstelle. „Vor einigen Jahrzehnten ist der zweite Turm während eines Erdbebens in sich zusammengefallen“, erklärte der Tierarzt betrübt. „einen wollen ihn so lassen, die anderen möchten ihn restaurieren. Bis dieser Streit entschieden ist, werden noch viele Rheinfische sterben. Das Münster ist leider nicht mehr das, was es früher war. Ehemals ein Gebetshaus ist es nun ein Spielmünster, wo die Leute ihr Geld bei Hamsterrennen und Hahnenkämpfen verlieren.“

Der Zweite Steuermann fuhr die „Lorelei“ widerwillig ans Ufer. Über die Holzplanke betraten unsere drei Reisenden den Boden der Freien Stadt Basel, einer abgeschlossenen Republik inmitten eines weitläufigen Ruinenfeldes. Der Kapitän winkte ihnen zum Abschied zu, seine Gans in den Armen. Auf ihr Wohl trank er rasch einen Abschiedstrunk und verschwand dann in der Kabine, um nicht von den unruhigen Schweinen umgeworfen zu werden.

Die freie Republik Basel erwies sich als quicklebende Stadt. Zu Fuss, aber auch auf Zwei- oder Dreirädern, ja selbst auf Rollschuhen tummelte sich eine Vielzahl von Bürgern auf dem weiten Platz vor dem Münster. Dort einige Knaben, die angestrengt einen Handwagen voller Brennholz schleppten. Hier ein Vater, der einen mehrfach geflickten Kinderwagen schob und dabei bemüht war, die Gebärden des Babys zu entziffern. Daneben eine geschäftig eilende Frau mit Aktenmappe, die einem glatzköpfigen Rollschuhläufer ausweichen musste. An einer Ecke verkaufte ein junger Mann Lebkuchen nach Grossvaterart. Sein Stand war von Kindern und Fliegen umlagert. Weiter hinten rollten Männer leere Bierfässer aus dem Münster. Vor dem Portal sass ein Maler auf einem Dreibein. Er skizzierte eine zerfallene Steinfigur, die mit verbundenen Augen eine Waage hielt.

Unsere drei Reisenden überquerten eilig den Platz. Sie liessen sich auch durch einen dicken Mann nicht stören, der sie in die Kirche zum nächsten Hamsterrennen locken wollte. Er verfolgte sie mit aufdringlichem Geschwätz über unerhörte Gewinnchancen. Rasch zogen sie sich in eine enge Seitengasse zurück. Hier sollte jene Person wohnen, die ihnen weiter zu helfen hatte. Silvan ging die Gasse auf und ab und blickte zu den dreistöckigen Häusern mit

ihren kleinen Fenstern empor. Andreas entdeckte als erster das gesuchte Haus. Durch eine knarrende Eingangstüre gelangten sie in einen breiten Gang mit vielen Seitentüren.

An einer der Türen stand der Name der Gesuchten: Karina Wettstein. Silvan wusste von ihr nicht mehr, als was ihm der Parteisekretär von Bologna mitgeteilt hatte, nämlich, dass diese Frau, soweit er wusste, den Zugang zur geheimnisvollen Stadt der Archivare kannte. So jedenfalls hatte ihm ein Pilger aus dem fernen Norden erzählt.

Silvan klopfte kräftig an die Türe. Es verging eine Weile, dann öffnete sie sich. Eine kleine, bleiche Frau mit strähnigen Locken fragte sie unwirsch nach ihrem Begehren. Silvan stellte sich vor und zeigte sein Parteiabzeichen mit Hammer, Sichel und Kreuz. Die Frau war ratlos und zuckte mit den Schultern. „Falls ihr Frau Wettstein sucht: sie ist nicht zuhause. Ihr findet sie am ehesten beim alten Bahnhof. Sie hält dort eine Rede.“ Die Frau ging in die Wohnung zurück und kehrte mit einer Miniatur zurück. „Dies ist Frau Wettstein. Wenn ihr euch das Bild einprägt, könnt ihr sie nicht verfehlen.“

Die Miniatur zeigte eine jüngere, schlanke Frau mit nach hinten gebundenen blonden Haaren, wachen, grauen Augen und schmaler Nase. Ihre Lippen waren zu einem spöttischen Lächeln verzogen.

Silvan prägte sich ihr Bild ein, dankte der Frau, und sie verliessen das Haus wieder. Sie fragten eine dicke Frau, die in der Gasse Gemüse rüstete nach dem Weg zum alten Bahnhof. Die Frau blickte misstrauisch auf die drei Fremdlinge und nahm ihr Rüstmesser fester in die Hand. Sie murmelte einige unverständliche Worte in einem Dialekt, der in den Ohren schmerzte. Mit ungefähren Handbewegungen wies sie ihnen den Weg. So wanderte sie zum Münster zurück und fragten nochmals nach dem Weg. Diesmal war ein Rollschuhläufer bereit, ihnen klar und deutlich Auskunft zu geben.

Sie gelangten in eine breite Strasse mit Läden auf beiden Seiten. In langen Fensterfronten waren vielerlei Waren zum Verkauf ausgestellt: Lederbeutel, Schuhe, Gemüse, Schmuckstücke, aber auch Bilder: zumeist Stilleben, daneben das Bild einer im Sonnenuntergang romantisch beleuchteten Fabrikruine. An einer Strassenecke lag der Laden eines Geldwechslers. Andreas sah ihn in einem vergitterten Käfig stehe, wo er eifrig einen Haufen Münzen abzählte. Weiter vorne machte ein buntes Schild darauf aufmerksam, dass man sich im ersten Stock gegen die Risiken des Lebens – Unfall, Krankheit und Tod – versichern könne.

Andreas und Madeleine wollte es nicht einleuchten, wie man sich gegen den Tod absichern könne. Silvan erklärte es ihnen: „Eine solche Versicherung ist wie eine Lotterie: Man zahlt regelmässig einen kleinen Geldbetrag und falls man frühzeitig stirbt, erhalten die Kinder genügend Geld, um sorglos weiter zu leben. Lebt man hingegen zu lange, hat man sein einbezahltes Geld verloren.“ Andreas wunderte sich, dass beim Tod der Eltern nicht die Gemeinschaft für die Kinder Sorge. In seinem Heimatdorf sei es jedenfalls so. Dort brauche sich keiner einer Versicherung zu unterwerfen. Silvan wich einer Antwort aus. Seiner Meinung nach waren Versicherungen ein Relikt aus frühkapitalistischen Zeiten; ein Zeichen, dass sich eine Gesellschaft in die falsche Richtung entwickelte.

Andreas wollte weiterfragen, aber seine Aufmerksamkeit wurde durch ein mit vielen roten Papierherzen behängtes Haus in Anspruch genommen. Hinter den Ladenfenstern sassen auffällig geschminkte Männer und Frauen auf kleinen Stühlen, breite Betten neben sich, durch Stellwände voneinander getrennt. Eine pelzgeschmückte Frau verhandelte leise mit einem der geschminkten Männer. Zwei junge Burschen starrten unschlüssig durchs Fenster. Eine der Frauen lachte ihnen zu und strich einladend über ihr Bett. Direkt neben dem Liebeshotel lag eine diskrete, kleine Bank, die „Kredite für alle Bedürfnisse“ anbot.

Auch auf der anderen Strassenseite herrschte bunte Geschäftigkeit. Eine Metzgerei pries ihr frisches Hundefleisch und ihre chemisch unbehandelten Würste an. Daneben verhandelte

ein Sargmacher vor seinem schwarz getönten Laden angeregt mit drei alten Leuten. Weiter hinten war ein Juwelier emsig an der Arbeit, bewundert von einem kleinen Knaben, der an Krücken ging. Neben dem Juwelierladen bot ein „Rechenzentrum“ seine Dienste an. Durch das Frontfenster erblickte Madeleine eine Reihe von jungen Frauen, die hinter rechteckigen Bilderrahmen sassen und mit fleissigen Fingern die Kugeln von Zählrahmen hin und her schoben. „Terminal drei, ihr seid völlig unfähig!“ schimpfte ein bebrillter Mann. Er ohrfeigte eine der jungen Frauen, die darauf in Tränen ausbrach. „Kein Chips im Kopf!“ brüllte der Mann ungerührt.

Madeleine wandte sich empört ab und schritt auf ein langgestrecktes Geschäft zu, in dem Dampfmaschinen – garantiert explosionsicher – zum Verkauf ausgestellt waren. Silvan liess sich von einem selbstsicheren Verkäufer ein Blatt Papier in die Hände drücken. Auf dem Papier wurden die Vorzüge der Dampfmaschinen in den höchsten Tönen angepriesen. Paper ist geduldig, dachte sich Silvan und warf es weg.

An das Geschäft mit den Dampfmaschinen schloss sich ein vornehmer Haarpflege- Salon an, aus dem soeben eine Frau mit hochgesteckten Haaren schritt. Daneben lag ein Auskunftsbüro, das sich seiner Diskretion und unauffälligen Geschicklichkeit rühmte. Am Ende der Strasse stand der vornehme Sitz einer Basler Fasnachtsparade, deren politisches Programm „Langsam, aber sicher“ durch eine steinerne Schildkröte symbolisiert wurde.

Auf die Geschäftsstrasse folgte ein winziger Park mit alten Bäumen. Die Bronzestatue eines grimmigen Apothekers ehrte einen gewissen Herrn Valium, der der Stadt Geld und Ruhm gebracht hatte. Daneben lag ein runder Sandhaufen, in dem kleine Kinder und zwei Hunde wühlten. Eines der Kinder formte einen Sandkuchen und streckte ihn den Hunden entgegen. Sie verschmähten das Geschenk. Erbst leerte ihnen das Kind eine Schaufel Sand über die Köpfe. Die Hunde sprangen erschrocken aus dem Sandhaufen und schüttelten sich heftig.

Vom Park aus erblickten sie ein halbzerfallenes Gebäude unter rundem Dach. Es war auf beiden Seiten von zwei dicken Türmen eingerahmt. Ehemals Endstation von Eisenzügen war das Gebäude jetzt der zentrale Viehmarkt von Basel. Auf dem Platz davor wogte eine Menschenmenge hin und her. Unsere drei Reisenden gingen neugierig näher und drängten sich mitten in einen lautstark brüllenden Volkshaufen. Zwischen Gruppen von protestierenden Arbeitern und Arbeiterinnen eingezwängt, sahen sie weiter vorne ein mit Blumen bekränzt Rednerpult, davor eine Reihe von Laut-Sprechern, die hüstelnd ihre Stimmbänder einstimmten.

Für einen kurzen Moment ebte das Gemurmel und Gebrüll der Menge ab. Ein dürrer Mann betrat das Rednerpult. Von den menschlichen Laut-Sprechern nur undeutlich verstärkt, hörten sie abgehackte Worte von Demokratie, Freiheit, Verantwortung und Ausbeutung. Der Arbeiter neben ihnen klatschte.

Unvermittelt ertönte auf ihrer rechten Seite ein vielstimmiges Gebrüll, und ein Wald von Fahnen reckte sich in die Höhe. Sie zeigten auf grünen Grund das ihnen schon bekannte Schildkrötensymbol. Eier und wassergefüllte Schweinsblasen wurden gegen das Rednerpult geworfen. Der Redner duckte sich und verschwand. Das Brüllen ebte ab. Die Anhänger der Schildkröte lachten schadenfroh. Die Arbeiter in ihrer Nähe murrten leise.

Nun betrat eine schlanke, blonde Frau die Rednertribüne. Silvan erkannte in ihr Karina Wettstein, jene Frau, die ihnen weiterhelfen sollte. Sie wollte zu einer Rede ansetzen, als von rechts eine Gruppe von Männern mit Schlagstöcken gegen das Rednerpult anrannte. Auf der linken Seite des Platzes erhob sich ein empörtes Gemurmel. Im Nu entbrannte ein heftiger Kampf um das Rednerpult. Die Laut-Sprecher flüchteten in alle Winde. Ein stämmiger Bursche sprang Karina an, aber sie warf ihn mit einem geschickten Fusstritt zu Boden. Eine Zeitlang verlief der Kampf unentschieden. Karina und ihre Anhänger erwiesen sich als

geschickte Kämpfer, die sich ihrer Haut zu wehren wussten. Erst ein massiver Vorstoss ihrer Gegner vertrieb sie vom Rednerpult, das umgeworfen wurde.

Das Kampfgetümmel dehnte sich aus. Die Arbeiter und Arbeiterinnen in ihrer Nähe machten sich in wilder Entschlossenheit zum Kampf bereit. Nur einige Schritte entfernt wurden mit Schlagstöcken, Fahnenstangen und Fäusten zugeschlagen, und einige initiative Hausmänner organisierten rasch den Abtransport der Verwundeten. Der Kampf löste sich etwas auf, als eine Schar von Uniformierten einzugreifen versuchte. Rasch vereinigten sich beide Parteien gegen die Ordnungshüter, die bald gezwungen wurden, sich zurück zu ziehen. Klugerweise liessen sie die Kämpfenden in Ruhe, um sich im nächstgelegenen Wirtshaus ein kaltes Bier zu genehmigen.

Als sich jedermann vergewissert hatte, dass die Uniformierten nicht wieder eingreifen würden, ging die Rauferei erneut mit aller Heftigkeit los. Vorsichtig zogen sich Silvan und seine zwei Gefährten an den Rand des Geschehens zurück. Sie hatten keine Lust, sich in fremde Händel einzumischen. Frauen, Kinder und einige Rollschuhläufer kommentierten interessiert das Kampfgeschehen. Ein geschäftstüchtiger junger Mann stellte flink einen kleinen Stand bereit und verkaufte wurffertige Eier, Schlagstöcke und wassergefüllte Schweinsblasen. Sein Verkaufsstand war schon bald von Anhängern beider Parteien umringt. Er sah sich gezwungen, einen kleinen Jungen als Hilfskraft einzustellen. Weiter hinten wurden Verwundete gepflegt und es ging nicht lange, da führten Frauen und Männer stolz ihre Bandagen vor, sichtbares Zeichen ihrer Parteitreu.

Silvan stieg auf eine niedrige Mauer. Unbeteiligt sah er dem bunten Treiben zu. Er bemerkte, wie Karina von Anhängern umringt in eine mit Stierkopf-Flaggen geschmückte Kneipe geführt wurde. Auch andere Kämpfer zogen sich in die umliegenden Wirtshäuser zurück, so dass die Auseinandersetzung nach und nach abflaute. Das Rednerpult wurde erneut aufgestellt, diesmal unter dem Zeichen der Schildkröte. Auch einige Laut-Sprecher wagten sich wieder hervor. Ein Glatzkopf in randloser Brille stieg auf die Rednertribüne und begann eine langatmige Rede. Aber ausser einigen seiner heftigsten Anhänger hörte ihm niemand zu. Der grösste Teil der Menge hatte sich in die Wirtshäuser verzogen, wo neu vollbrachte Heldentaten begossen wurden.

Einige Knaben begannen, herumliegende Schlagstöcke und Fahnenfetzen einzusammeln. Einer fand ein Gebiss, das er klappernd seinen Kameraden vorführte. Die uniformierten Ordnungshüter hatten ihr Bier ausgetrunken. Sie stellten sich in Reih und Glied, um in Erfüllung ihrer polizeilichen Mission abzumarschieren. Schon bald lag der Platz wieder friedlich in der Frühlingssonne. Nur noch kleine Gruppen von Stadtbewohnern diskutierten eifrig das Geschehen und zwei Hirten trieben eine Schar magerer Kühe in den ehemaligen Bahnhof.

Silvan führte Andreas und Madeleine zur Kneipe, in die Karina Wettstein verschwunden war. Zwei muskelbepackte Burschen bewachten die Eingangstüre. Misstrauisch beäugten sie die drei Reisenden, als sie die Wirtsstube betraten, einen lärmerfüllten Saal, voll von biertrinkenden Stammtischpolitikern, die alles besser wussten.

Karina Wettstein sass an einem grossen, runden Tisch, umgeben von einigen Herren, die sich heftig um ihre Aufmerksamkeit bemühten. Sie sah ihrer Miniatur sehr ähnlich. Sie war höchstens weniger schlank, als ihr Maler es sich gewünscht hatte und ihr blondes Haar war zerzaust. Auch hatte sie sich im Kampf eine dicke Beule eingehandelt.

Silvan trat an ihren Tisch und stellte sich vor. Wie er die Partei des Südens erwähnte, lächelte sie ihm zu und bedeutete ihm mit einem Blick, nicht weiter auszuholen. Silvan verstand und wechselte geschickt das Thema. Andreas organisierte drei Stühle und sie setzten sich zu Karina an den Tisch. Madeleine fragte nach dem Grund der Auseinandersetzung. Ein neben Karina setzender Herr begann erregt über die Gegenpartei herzuziehen. Er klagte über

ihre politische Kurzsichtigkeit und eindeutige Unfähigkeit, ihre Machtgier und offene Demagogie. Sich dagegen aufzulehnen, sei erste Bürgerpflicht, wolle man nicht die Ernsthaftigkeit der Basler Fasnacht untergraben. Seine Partei hingegen wolle nur das Beste, sei für vernünftigen Fortschritt und kämpfe unverdrossen für die wahren Interessen der Fasnachtszünfte.

Karina schmunzelte spöttisch. „Auch eine Art, das Ganze zu sehen“, flüsterte sie Silvan ins Ohr.

Die Basler an ihrem Tisch, alles hochgestellte Stierkopf-Anhänger, diskutierten wild durcheinander. Silvan begriff rasch, dass sich die Kämpfe in der Republik Basel mehr um persönliche Rivalitäten denn um echte politische Differenzen drehten. Fastnächtlicher Ehrgeiz hatte die Elite der Stadt in zwei ungefähr gleich starke Fraktionen gespalten. Den bedächtigen Schildkröten stand die Laterne der Stierköpfe gegenüber. Trommelnd und pfeifend zogen die Anhänger beider Fraktionen durch die Stadt, um sich gegenseitig zu bekämpfen. Je nach Popularität einer Fasnachtsmaske obsiegte für kurze Zeit die eine oder die andere Partei.

Die Härte der fastnächtlichen Auseinandersetzungen erklärte sich daraus, dass zwischen beiden Parteien nur unwesentliche Unterschiede bestanden, die umso mehr betont werden mussten. Damit wurde verhindert, dass die Stadtbevölkerung die tief greifende Maskengemeinschaft der Herrschenden bemerkte.

Dies alles erfuhr Silvan aus den spöttischen Bemerkungen, mit denen Karina den Redeschwall ihrer Tischnachbarn begleitete.

Um dem sinnlosen und unnützen Geschwätz ihrer Parteikollegen zu entgehen, stand Karina unvermittelt vom Tisch auf. Sie lud die drei Reisenden zu sich ein. Sie könnten bei ihr übernachten. Sie habe genügend Zimmer. Am Abend sei sie bei einem ihrer Freunde zu einer Party eingeladen, an der prominente Bürger der Stadt teilnahmen. Ihr Freund würde es ihr verübeln, wenn sie die drei weit gereisten Fremden nicht einladen würde. Fremde oder gar Touristen seien in Basel selten geworden. Die Basler seien selbstgenügsam geworden.

Ob sie sich die Parlaments-Schau anzusehen wünschten, fragte sie Madeleine und Andreas, die das politische Gerede zu Tode langweilte. Madeleine war sofort einverstanden. Auch Andreas hatte nichts gegen eine Luftveränderung, selbst wenn er sich unter einem Parlament nichts vorstellen konnte.

Karina flüsterte ihrem Tischnachbarn etwas ins Ohr. Der sprang dienstfertig auf, um eine Kutsche zu besorgen. Kaum kehrte er anerkennungsheischend an ihren Tisch zurück, verliess Karina mit ihren drei Gästen die Kneipe. Vor dem Lokal wartete eine zweispännige Pferdekutsche, die mit bunten Lampions geschmückt war.

Die Kutsche fuhr sie durch einige, schmutzige Gassen, bis sie vor ein Gebäude aus rötlichem Stein gelangten. Mit seinem eckigen Turm konnte das rote Gebäude leicht für eine alte Kirche gehalten werden, aber die vielen beamteneckigen Fenster deuteten einen anderen Zweck an. Es war das offizielle Rathaus von Basel, erklärte Karina. Auf dem Rathausplatz waren Marktstände aufgerichtet. Gemüse, Fische, Kleider und Pfannen wurden feilgeboten. Zum Ärger von Karina und Madeleine verschwanden Silvan und Andreas sofort zwischen den Markttischen. Sie liessen sich erst nach heftigem Drängen ins Rathaus treiben. Zusammen mit einer Schulklasse wurden sie von einem uniformierten Pförtner auf die Tribüne geschleust. Vor dort hätten sie den besten Überblick auf das parlamentarische Geschehen, erklärte ihnen der Pförtner. Und tatsächlich von der Tribüne konnten sie den halbrunden Ratsaal vollständig überblicken.

Vorne am Redepult hielt ein würdiger Herr eine langfädige Rede über die Verteidigung von Freiheit, Ruhm und tiefen Steuern. Hinten hörten ihm einige Ratsherren geduldig zu. Andere Ratsherren lasen gemütlich ihre Zeitung oder flüsterten halblaut mit ihren Nachbarn. Kaum hatte der erste Redner geendet, stand ein weiterer Ratsherr auf und behauptete das pure

Gegenteil. Dies schien den Vorredner nicht zu stören, denn er lutschte behaglich an einer Zuckerrübe.

Der Lehrer versuchte, seinen Schülern auf der Tribüne das ungewohnte Schauspiel unten im Saal zu erklären: Demokratie, Kompro-Mist, Fraktionen, Postulate und Motionen. Die Schulkinder lauschten nur unwillig. Sie konnten sich für die Debatte über eine neue Marktordnung für Schnittlauch nicht erwärmen. Einige der Schüler begannen rebellisch zu lärmen.

Die parlamentarische Debatte nahm ihren einprogrammierten Lauf, von zunehmendem Lärm auf der Tribüne unberührt. Es wurden eitere reden gehalten. Anträge formuliert und einstimmige Abstimmungen durchgeführt. Wie an der Tribünenwand angekündigt, verlief das ganze Prozedere automatisch und ohne jede Störung, ein Wunderwerk eingespielter Routine. Auch dass einige Schulkinder Papierschnitzel auf die Ratsherren regnen liessen, störte keinen der Parlamentarier. Einzig der alte Ratsweibel beschwerte sich beim Lehrer, der darauf den nächstbesten Schüler am Ohr zog.

Nach gut drei Viertelstunden ging die Schau ihrem Ende entgegen: Schlussabstimmung, Vertagung der Geschäfte und Befriedigung des Ratspräsidenten über das Nichterreichte.

Madeleine und Andreas waren hell begeistert. So etwas hatten sie noch nie erlebt. Alles sah lebensecht aus. Eine Zeit lang hatten beide geglaubt, es seien Menschen aus Fleisch und Blut, die da unten wirkten und idiotische Reden schwangen. Erst allmählich hatten sie erfasst, dass in Wirklichkeit nur lebensgrosse Wachsfiguren auf kleinen Schienen hin und her geschoben wurden, und dass die Reden aus Tonkonserven kamen. Es war eine perfekt gestaltete Parlaments-Schau. Die Sprüche und Gesten waren wahrheitsgetreu aus alten Ratsprotokollen nachgebildet worden.

Karina führte sie durch einen Hintereingang in einen Nebenraum, wo der alte Ratsweibel tätig war. Wie jeden Tag ging er pflichtbewusst noch einmal in den Ratsaal zurück. Er schob eine stehen gebliebene Parlamentarierpuppe, Marke SVP. Hinter die Bühne, löschte alle Lichter und verabschiedete sich vom Kontrolleur, der an einem verborgenen Pult die Fäden gezogen hatte.

Der alte Ratsweibel klopfte einem der Redner auf dem Kopf, um zu sehen, ob irgendeine Schraube locker sass und schnipste Papierschnitzel von den Jacken einiger Parlamentarier. Aus der Hosentasche einer Ratspuppe holte er eine versteckte Pfeife, stopfte sie gemächlich und steckte den Maistabak in Brand. Seinen Besuchern erzählte er von vergangenen Zeiten, als lebende Parlamentarier – aus Fleisch und Blut – den reibungslosen Ablauf des Parlamentsbetriebes immer wieder durch eigenwillige Einfälle gestört hätten. Aber da er diese Zeit nicht miterlebt hatte, wusste er nicht, ob die Abschaffung menschlicher Parlamentarier ein Verlust war oder nicht. Wie auch immer, seine Ratspuppen waren einfach zu bedienen und garantiert ein Publikumserfolg.

Er wollte weiter ausholen, aber Karina drängte zum Aufbruch. Parlament hin oder her, die wahren Entscheidungen wurden an anderen Orten getroffen. Dies war auch früher, mit lebenden Parlamentariern, der Fall gewesen.

So verliessen sie das Rathaus und den alten Ratsweibel, der nochmals alle Puppen nach versteckten Schäden absuchte. Schliesslich sollte auch morgen alles störungsfrei ablaufen.

Auf dem Rathausplatz wurden die ersten Marktstände zusammen geschoben und auf Handwagen zum Abtransport bereitgestellt. Einige Möwen frassen sich an nicht verkauften Fischen satt. Ein beliebter Hausmann kaufte in letzter Minute einige verbilligte Frühlingsblumen. Durch enge Gassen, in denen Hausschweine im Abfall wühlten, erreichten sie schon bald Karinas Wohnung.

Es war eine ungewöhnlich geräumige Wohnung mit vielen Zimmern. Einige Wände waren mit antiken Zeitungsinseraten geschmückt. In einem der schön gerahmten Bilder wurde die

schneeweisse Waschkraft eines giftgrünen Pulvers angepriesen und man sah, wie eine Hausfrau die Hemden ihres Ehemannes knochenweiss schrubbte. Auf einem anderen verströmte ein schwarzer Stengel ungetrübte Lebensfreude, und ein kraftvoller Bursche zog sich die Lungen mit blauweissem Rauch voll, von einem weissgekleideten Arzt bewundert, der sich erwartungsvoll beide Hände rieb. Im Inserat nebenan wurde eine dicke Katze mit frischen Büchsenmäusen gefüttert, von einer Frau mit auffallend weissen Zähnen. „Ein echter Whiskas“, erklärte Karina stolz.

„Es ist Zeit, uns für die Party zurechtzumachen“, drängte sie wenig später ihre staunenden Gäste. „Silvan und Andreas, hier könnt ihr euch beliebig bedienen.“ Sie öffnete einen breiten Wandschrank, der mit Herrenkleidern aller Grössen und Farben vollgestopft war, von blauen Kniehosen über karierte Jacketts bis zu tollbunten Fasnachtskostümen. „Alles Kleider, die Freunde vergessen haben.“ Karina sah amüsiert zu, wie Silvan und Andreas verblüfft in der Kleidermenge wühlten. Dann nahm sie Madeleine bei der Hand und führte sie in ein Nebenzimmer, wo sie einander bei der Wahl ihrer Abendkleider beraten konnte. Denn es sollte eine hochvornehme Party werden, für alle, die in Basel etwas zählten.

Silvan entschied sich, in seinem Geschmack konservativ, für einen dunkelgrauen Anzug mit Streifen. Andreas wählte einen froschgrünen Leinenanzug mit dazu passenden weissen Plumphen. Fertig gekleidet warteten sie auf die zwei Frauen, die sich bei der Auswahl ihrer Garderobe mehr Zeit liessen.

Sie hatten sich die im Flur aufgehängten Stiche von mundfertigen Suppenwürfeln schon gründlichst angesehen, als die beiden jungen Frauen, in aller Pracht, endlich erschienen. Karina hatte ihr blondes Haar zu einem Wirbel hochgesteckt, ihre Beule unsichtbar geschminkt und sich in ein beiges Kleid mit Bernsteinknöpfen gestürzt, das ihre Schultern frei liess. Madeleine ihrerseits hatte sich eine rote Korallenblume in ihre offenen Haare gesteckt. In ihrem fusslangen, braunen Kleid, das ihre schlanke Gestalt betonte, wirkte sie nonnenhaft zart. Sie drehte sich im Kreis und lachte über Andreas' verlegene Bewunderung. Auch Silvan nickte zufrieden. Er steckte sich und seinen beiden Gefährten je ein grosses rotes Parteiabzeichen ans Kleid, sehr zum Erstaunen von Karina.

„Dies gibt uns ein offizielles Flair, was immer nützen kann“, meinte er augenzwinkernd, Karina brummte etwas von „eitlen Männern“ und ihn beim Arm.

Sie brauchten nicht weit zu gehen. Das Haus ihres Gastgebers lag gleich in der Nähe. Es war ein breites ehemaliges Bürogebäude in spät-technischer Architektur, das zu einem Wohnhaus restauriert worden war. Die Eingangstüre wurde von einem vergoldeten Türklopfer in Form einer Geldmünze geschmückt. Darunter stand in schwarzen Lettern „Dr. W. Stähelin, Vermögensberatung und Steuerhinterziehung“. Karina klopfte, und die Türe öffnete sich automatisch, dank einem raffinierten System von Schnüren. Sie traten in einen Gang, der mit künstlichem Marmor ausgekleidet war. In Wandnischen standen die Gipsköpfe von Vorfahren, Männern und Frauen mit geldgierigen Augen.

Freudestrahlend kam ihnen ihr Gastgeber entgegen gehüpft. Er war ein kleiner, rundlicher Mann mit schulterlangen Haaren, in ein karminrotes Gewand gekleidet, das in der Mitte kokett seinen Bauchnabel frei liess. Er begrüßte Karina lachend und hüpfte hoch, um sie auf beiden Wangen zu küssen. Erfreut begrüßte er Madeleine und ihre beiden Begleiter. Er bemerkte sofort ihre Parteiabzeichen und sein Lächeln wurde noch breiter. Er hatte zwar keinen Schimmer, was das Hammer-Sichel-Kreuz-Symbol bedeuten konnte, aber eindrucksvoll war es doch. Fragend wandte er sich an Karina. Sie gab ihm keine Antwort und kitzelte ihn nur leicht am offenen Bauchnabel. Er kicherte verschämt und drängte seine Gäste schnell in einen breiten Spiegelsaal, in dem weitere Gäste erwartungsvoll herumstanden, lange Biergläser in den Händen.

Karina wurde von allen Seiten als gute Bekannte begrüsst und umarmt. Einige Herren versuchten, sie für ein privates Gespräch in eine Ecke des Saales abzudrängen. Aber ihr Versuch misslang schon im Ansatz. Silvan durchkreuzte ihre Pläne mit Geschick. Er hielt sich unauffällig an Karinas Arm fest, liess dort eine verfängliche Frage anklingen und führte da einen gar zu hartnäckigen Verehrer Karinas ohne Umstände mit einer anderen Frau zusammen.

Silvan erkannte rasch, dass die Gäste – einflussreiche Basler sowie zur Dekoration einige stadtbekanntes Künstler – durch nichts anderes zusammen gehalten wurden als durch den festen Willen, mit zur Clique zu gehören. Egozentrische Selbstdarstellung hiess das heimliche Motto der Party. Durch geschickt hingeworfene Bemerkungen erfuhr er bald die soziale Stellung jedes einzelnen Gastes, ohne selbst Andeutungen über seine eigene Position machen zu müssen.

Ihr Gastgeber sprang in die Höhe und klatschte in die Hände. „Alle herhören. Ich habe die Ehre und Freude, euch zur neuesten Komposition von Meister Erard einzuladen.“

Die Gäste klatschten begeistert. Rasch in Nastücher schnäuzend, lief die Gästeschar erwartungsvoll in einen hellen Nebenraum, der reihenweise bestuhlt war.

Meister Erard stand stolz neben einem Holzpult. Er war ein hagerer Mann mit scharfkantiger Adlernase. Mit stechend scharfen Augen blickte er ihnen entgegen. Hinter ihm standen seine Gehilfen, die farbenfrohe Tonkrüge und Fächer aus Pfauenfedern in den Händen hielten.

Meister Erard wartete schweigend, bis sich alle Gäste gesetzt hatten und auch der letzte Nasenschneuzer verklungen war. Dann begrüsst er die erwartungsvoll Sitzenden mit einem knappen Nicken. „Meine Damen und Herren, es folgt meine neueste Komposition: Picknick auf dem Land“, verkündigte er. Er drehte sich um und gab seinen Gehilfen ein Zeichen. Rasch öffneten sie einige der Tonkrüge und fächelten die aufsteigenden Däfte den Gästen zu. Diese schnupperten mit kenntnisreicher Innigkeit die sie umschwebende, feinsinnig komponierte Folge von Däften und Gerüchen. Der eine Duft wurde stärker, vermischte sich mit einem zweiten, ja gar dritten Duft und verschwand allmählich.

Im ersten Satz des Duftkonzerts schmeckten sie den etwas beissenden Geruch von Strassenstaub, den fast unfassbaren Duft sonnendurchtränkter Pflastersteine. Dazwischen, unaufdringlich, der fettige Geruch einer schwitzenden Menschenmenge. Ein Kontradaft, und es folgte der halb fischige Gestank eines mächtigen Flusses. Unverkennbar der Rhein. Im Hintergrund, einmal stärker, dann schwächer, der rauchige Geschmack eines Dampfschiffes.

Eine kurze Pause, und der zweite Satz der Komposition setzte ein: vorerst ganz fein, rätselhaft, dann stärker, aber es blieb am Geruchsinn der Konzertricher zu entscheiden, ob sie sich auf erstem Frühlingsgras oder auf einer reifen Sommerwiese befanden. Meister Erard wusste die Unbestimmtheit der Gerüche und Däfte in diesem Satz seiner Komposition selbst für die feinsten Nasen zu bewahren. Sein Ruf als grosser Duftmeister kam nicht von ungefähr. Bis zuletzt blieb die Spannung bestehen, aber dann stieg den Gästen wie zufällig der Duft von Apfelblüten in die Nase, dazwischen als Kontrapunkt der herbe Geruch von frischem Harz. Also doch eine späte Frühlingswiese. Diejenigen, die es schon immer gerochen hatten, sanken erleichtert in ihre Stühle zurück. Die anderen bemühten sich, ihre Verlegenheit nicht spürbar werden zu lassen.

Erneut eine kleine Kunstpause und Meister Erard, seine Adlernase gebläht, gab das Zeichen für den dritten Satz: zuerst nichts, dann eine geballte Ladung von Gerüchen, unentwirrbar und in ihrer Fülle verwirrend. Nach und nach wurden die einzelnen Duftnoten jedoch geschickt entwirrt. Die Gäste erkannten den Geschmack von Wein, Brot und Käse, dazwischen, unterschwellig, der Geruch von geräuchertem Speck und einer salzig gewürzten Wurst. Die erste Folge des Picknicks verduftete. Sie machte dem Geruch frischer Erdbeeren und Himbeeren Platz. Geschickt liess Meister Erard Erdbeer- und Himbeerdäfte in

rhythmischer Abfolge wechseln und die ganz Feinnervigen vermuteten dahinter auch den Hauch von Brombeeren.

Die letzten Duftnoten verschwanden. Die Gehilfen verzogen sich mit ihren Tonkrügen und Fächern in den Hintergrund. Meister Erard nahm die Ovation der Gäste als selbstverständlich entgegen. Dann zog auch er sich zurück, um an einigen Verbesserungen seiner Komposition zu arbeiten.

Der Gastgeber konnte begeisterte Kommentare entgegennehmen. „Eines der feinsten Duftkonzerte, das ich in dieser Saison besucht habe“, erklärte ihm ein hagerer Glatzkopf, der vergebens versuchte, einige letzte Duftnoten zu erschnuppern.

„Dem kann ich nur zustimmen“, meinte eine vollschlanke Dame in blauweissem Rüschenkleid. „Habt ihr bemerkt, dass sich Meister Erard den Expressionisten unter den Duftkünstlern angenähert hat?“

„Dies wohl“, entgegnete der Glatzkopf. „Aber seine Kompositionen stehen immer voll in der klassischen Geschmacksrichtung. Wenn ich dagegen an die neumodischen Duftkünstler a la Sandoz denke, die mit kräftigem Gestank ihr Publikum provozieren und zum Niesen anregen. Da ist meiner Nase selbst der reinste Klassizismus hundertmal lieber.“

Angeregt über verschiedene Geschmacksrichtungen diskutierend, schlenderten die Gäste in Richtung des kalten Buffets. Da alle Speisen überreichlich aufgetischt waren, konnte es sich jeder Gast leisten, betont langsam und überlegt dem Buffet entlang zu schlendern, ja sich selbst einen zusätzlichen Aperitif zu genehmigen.

Karina schloss sich Silvan und Andreas an und liess sich von ihnen ihre Reiseerlebnisse erzählen. Das Interesse Karinas an Silvan wurde von einigen ihrer engsten Freunde mit wachsendem Argwohn beobachtet. Aber es war ihr gelungen, ihre heftigsten Verehrer an Schwätzer zu binden, denen sie kaum mehr entrinnen konnten. So setzten sie sich ungestört in alt wirkende Sessel, denen man trotz allem ansah, dass sie nur aus Leder, nicht aber aus echtem Kunstleder bestanden. Sie schnabulierten von den verschiedenen Speisen und sahen amüsiert den hin und her huschenden Baslern zu, die selbst beim Essen auf ihre Selbstdarstellung bedacht waren. Silvan und Karina wetteiferten miteinander, Andreas in die Regeln der so genannt „guten Gesellschaft“ einzuweißen. Sie beschrieben ihm die gesellschaftliche „Creme de la Creme“, die wie Fett immer obenauf schwimmt und lehrten ihn, Persönlichkeit und gesellschaftlichen Rang jedes Gastes in Sekundenschnelle zu durchschauen. Jene Frau dort war mit zuviel Schmuck behangen, um ihre Statusunsicherheit zu überdecken. Ganz anders jener unauffällige Herr in kurzen Kniehosen, um den sich die Leute nur so drängten, ohne dass er besondere Anstrengungen machte. Andreas fand bald Gefallen daran, die nervös nach wichtigen Gesprächsfetzen haschenden Gäste zu beobachten und die fein gegliederte Hackordnung der Basler Oberschicht zu erkennen.

Madeleine ihrerseits war von ihrem Gastgeber in Beschlag genommen worden. Er flirtete in gekonnter Manier. Sie liess es sich gefallen, da sie ihn rasch als durchaus harmlosen Charmeur einschätzte. Er bediente sie eifrig mit den verschiedensten Leckerbissen, von winzigen Brötchen mit Käseaufstrich, fremdländisch gewürzten Salaten bis hin zu kleinen Schokoladenkuchen in Form von Enten. Auf seinen Wunsch setzten sie sich in eine ruhige Ecke, wo er ihr andächtig übers Knie strich. Madeleine lenkte seine Aufmerksamkeit auf einige Bilder an den Wänden. Sie zeigten streng blickende Frauen und Männer in altmodischen Geschäftsanzügen.

„Das waren die Gründungsmitglieder der Stiftung Eternel, die zu präsidieren ich die Ehre habe“, erklärte er ihr, und er legte seine fette Hand auf ihre rechte Schulter. „Alle seinerzeit hochreiche Basler Bürger, die ihr ganzes Vermögen der Stiftung vermacht haben. Damit dient ihr Vermögen auch lange nach ihrem Tod ihren Eigeninteressen.“ Madeleine erfuhr, dass sich die Stiftung Eternel zu einer einflussreichen Institution entwickelt hatte, der viele Häuser und

Geschäfte gehörten. Offiziell eine wohltätige Einrichtung, diene die Stiftung faktisch nur dazu, Vermögen über Generationen in wenigen Händen zu konzentrieren.

Der Gastgeber kratzte sich am Bauchnabel und dann fragte er Madeleine mit vertraulich flüsternder Stimme, ob sie mit spiritistischem Gedankengut vertraut sei. Sie bejahte erstaunt, schliesslich war sie in einer esoterischen Gemeinschaft aufgewachsen. Er rückte näher und flüsterte: „Die Stiftung Eternel ist keine gewöhnliche Stiftung zur Steuerhinterziehung. Nein, ihr Ziel ist umfassender. Sie dient, einfach gesagt, der Kontrolle des Diesseits durch das Jenseits. Dank der Stiftung haben die Reichen auch nach ihrem leiblichen Ableben das letzte Wort.“

Madeleine blickte ihm verblüfft ins Gesicht, darauf vorbereitet, dass er sich einen Scherz erlaube. Aber er meinte es offenbar ernst. „Es ist so, wie ich sage. Die verstorbenen Stiftungsmitglieder sagen uns aus dem Jenseits, was wir zu tun haben, um ihr Vermögen weiter zu mehren. Jeden Monat, wenn nötig auch häufiger, halten wir in diesem Haus eine Seance ab, in der sich die toten Stiftungsmitglieder durch Tischklopfen melden. Sie geben uns Anweisungen, wie und wo wir ihr Geld anlegen sollen. Dieser Herr mit Schnauz auf dem Bild, früher ein bekannter Grundstückspekulant, berät uns in Wuchergeschäften. Und jene Frau im Goldkleid, vor hundert Jahren verstorben, ist unser Klopfgeist bei Personalproblemen. Dank der Hilfe der Jenseitigen ist die Stiftung Eternel enorm gewachsen. Zudem ist dafür gesorgt, dass das Kapital ewig in den gleichen Händen bleibt.“ Er lachte kichernd über den letzten Satz. Madeleine wusste nicht, was sie antworten sollte und schwieg. Er nahm dies als stilles Einverständnis und lud sie zur nächsten Seance ein. Sie blieb unverbindlich und war erleichtert, als er aufstand, um seinen Pflichten als Gastgeber nachzukommen.

Erneut klatschte er in die Hände. Seine Gäste kamen erwartungsfroh herbeigeeilt.

„Liebe Freunde, wie die meisten von euch wissen, leben meine Frau und ich seit einiger Zeit getrennt. Gestern ist unsere Scheidung bewilligt worden. Wie es in unserer Stadt seit langem Brauch ist, wollen wir dieses Ereignis gebührend feiern.“

Lachend rannte er zu einer älteren Frau, die in der entgegengesetzten Ecke mit zwei Männern schäkerte. „Geschiedene Lisa, es ist soweit. Komm mit zur Scheidungstafel.“

Er und seine Ex-Frau öffneten die Türe zu einem Raum, in dem ein langer Tisch festlich gedeckt war. In der Tischmitte stand eine zweistöckige Torte, fein säuberlich in zwei gleich grosse Teile zerschnitten. Seine Ehemalige und ihre Freunde setzten sich an das obere ende des Tisches, der Gastgeber und sein Anhang ans untere Ende. In der Mitte blieb, der Tradition gemäss, auf beiden Seiten je ein Stuhl leer. Zwei Diener servierten Gerstenkaffee in groben Tontassen und unter lauten Zurufen verzehrten die Gäste die Scheidungstorte. Als sich alle am Kaffee und der Torte verköstigt hatten, wurde das Tischtuch in einer feierlichen Zeremonie vom Scheidungspaar in der Mitte entzweigeschnitten. Kauf war dies geschehen, stimmten die Gäste in ein lautes Gebrüll ein. Unter spöttischen Zurufen bewarfen sich der Gastgeber und seine ehemalige Frau mit Tontassen und Tontellern. Das Gefecht wurde heftiger, als sich auch die Gäste gegenseitig mit Tongeschirr bewarfen, bis alle Tassen und Teller vollständig zerschlagen am Boden lagen. Darauf klatschten die Gäste heftig Beifall. Alle wünschten den frisch Geschiedenen viel Glück zum neuen Lebensabschnitt.

Ihr Gastgeber grinste verlegen. Einige Männer waren zu Tränen gerührt. Die kleine Scheidungsfeier sei stilvoll geraten, fanden alle.

Noch einige lobende Abschiedsworte an den Gastgeber, noch ein letzter Umtrunk und die Gäste verabschiedeten sich.

Karina nahm am anderen Morgen in aller Gemütlichkeit ihr Frühstück ein, bevor sie bereit war, Silvans ungeduldige Fragen zu beantworten.

„Die Stadt der Archivare? Ich weiss nicht, was ihr gehört habt. Es sind die wildesten Gerüchte im Umlauf. Die einen behaupten, die Stadt bestehe ganz aus kostbarem Aluminium und glitzere schon von weitem in der Sonne, so dass man fast erblinde. Andere erzählen, sie sei nur Eingeweihten zugänglich, denn sie werde rundherum durch riesige Abfallberge geschützt, die jeden Fremden durch ihre giftigen Dämpfe vernichten. Wiederum andere sprechen davon, dass die Archivare ihre Stadt in einer immensen Berghöhle gebaut hätten, wo sie noch immer die Wunder der alten Zivilisation geniessen könnten, von raschen Benzinrössern bis zu künstlichen Säuglingen. Es sei ein geheimnisvolles Reduit der Seligen, inmitten einer unruhigen Welt, geschützt durch mächtige Todesstrahlen, die jedes Lebewesen von weitem in Stücke reissen.

Die meisten Gerüchte sind Unsinn oder enorm übertrieben. In Tat und Wahrheit handelt es sich bei der Stadt der Archivare um das Bergversteck eines langweiligen, aber raffgierigen und missgünstigen Volkes. Sie selbst nennen ihr Bergreduit die Freie Neidgenossenschaft. Es handelt sich um ein verschlossenes Bergvolk, das sich in einer riesigen Berghöhle versteckt, aus Angst, jemand könnte ihnen ihren Reichtum wegnehmen. Beherrscht werden die Neidgenossen von sieben Bundesarchivaren. Deren Aufgabe ist es, alles Alte zu wahren und ihre Bergstadt vor Neuem zu schützen. Sie sind stolz darauf, so zu leben, wie es ihre Vorfahren taten.

Da die Bundesarchivare das Wissen der alten Zivilisation für sich nutzen, erscheint einem Uneingeweihten alles in besonderem Licht. So wissen sie das Wasser zu bändigen, bis es keine Kraft hat. Sie wissen, die in ihm ruhende Urkraft auszunützen. In dünne Kupferfäden gepresst, vermag sie Erstaunliches zu leisten. Sie kann dunkle Berghöhlen taghell erleuchten oder einen Brei ohne Feuer und Flammen zum Kochen bringen.

Die Bundesarchivare kennen viele Geheimnisse, sie geben jedoch nichts preis. Nehmen ist seliger als geben, so ihr traditionsreiches Motto. Den Bundesarchivaren untergeordnet sind die Bänkler, die in die weite Welt ausschwärmen, um alles zu sammeln und an sich zu reissen, was alt oder wertvoll erscheint. Als harmlose Vagabunden verkleidet, durchstreifen sie die nahen und fernen Gegenden, durchstöbern Abfallberge oder verlassene Ruinen, immer auf der ruhelosen Suche nach verborgenen Schätzen. Was auch immer sie finden, wird in ihr Bergversteck geschleppt. So besitzt die Freie Neidgenossenschaft in ihrer Bergstadt Unmengen an alten Schriften und Maschinen. Seit Jahrzehnten haben die Archivare die Reste alten Wissens zusammen gerafft.“

Silvan wollte wissen, ob sich bisher niemand für die angesammelten Schätze interessiert habe.

Karina lachte. „Die Archivare und Bänkler wissen ihre Geheimnisse gut zu hüten. Kein Fremder hat Zutritt zu ihrer Stadt und nur die Bundesarchivare dürfen die wohlgefüllten Schatzkammern betreten. Wer es mit List oder Gewalt versucht, wird erbarmungslos bestraft. Selbst die gewöhnlichen Bürger der Neidgenossenschaft haben kein Recht, das grosse Archiv zu betreten. Sie haben zu arbeiten, ohne sich um den Rest zu kümmern. Archivare und Bänkler behalten alles für sich. Wer sich nicht an die strengen Regeln von Ruhe und Ordnung hält, wird aus der Bergstadt ausgestossen. Einer der Ausgestossenen, ein junger Mann, der nicht an der alljährlichen Luftverschmutzung teilnehmen wollte, erzählte mir dies. Er hat mir verraten, hinter welchen Bergen die Stadt der Archivare versteckt liegt.“

„Hat es überhaupt einen Zweck, die Stadt der Archivare aufzusuchen?“ wollte Andreas wissen. Er sah sich schon gegen die gefährliche Urkraft des Wassers anrennen. Die Archivare waren ihm nicht geheuer. Wer ohne Feuer kocht, dem ist nicht zu trauen. Vielleicht war es besser, dieses Volk links liegen zu lassen.

„Ich glaube nicht, dass es uns gelingt, in die Bergstadt einzudringen“, winkte Karina ab. „Die Neidgenossen lassen niemanden in ihr Reduit, Fremde schon gar nicht.“

„Wir werden sehen, wenn wir dort angekommen sind“, entgegnete Silvan ungerührt.

Verbote und Hindernisse schreckten ihn nicht. Wäre gelacht, wenn ihm kein Weg einfiel, diese idiotisch verschlossenen Archivare zu überlisten. Gerade raffgierige und neidische Leute lassen sich leicht übertölpeln, vor allem wenn man geheimnisvollen Reichtum vortäuscht. Als geschulter Parteisekretär kannte er die Kunst, menschliche Schwächen gezielt auszunutzen. Und schliesslich war es sein schriftlicher Auftrag, die Stadt der Archivare zu finden, was immer die Hindernisse sein konnten.

Silvan war jedenfalls entschlossen, sofort zur ominösen Bergfestung aufzubrechen. Was sollte er seine Zeit weiterhin in der völlig unbedeutenden Kleinstadt Basel verträdeln, jetzt da er sich kurz vor seinem Ziel wusste?

„In einer Stunde reisen wir ab. Wir haben hier schon zu viel Zeit verplempert“, erklärte er in aller Bestimmtheit. Karina möchte noch so klagen, dass sie die Hauptprobe für den Basler Morgenstraich – einer traditionellen fastnächtlichen Prügelei – verpassen würde, Silvan blieb hart.

Unmutig verliessen Karina und Madeleine den Frühstückstisch, um sich für die Reise herzurichten. Rachsüchtig befahlen sie Silvan, den Tisch zu räumen und das Geschirr abzuwaschen und zwar sorgfältig. Bevor Silvan diese lästige Aufgabe an Andreas delegieren konnte, war dieser schon aus dem Haus gelaufen. Er wollte von Karinas Nachbarn vier Zweiräder für die Reise ausborgen. So blieb Silvan nichts anderes übrig, als die schmutzigen Teller und Tassen abzuräumen, Brotkrumen zu wischen, Wasser zu pumpen und sich in den Abwasch zu werfen. Wer zu wilden Eingeborenen und emanzipierten Frauen reist, dem bleibt nichts erspart, dachte er betrübt. Das Schlimmste war, dass sich die Frauen auch in der Partei des Südens mit Vehemenz breit machten, da half selbst die Rückbesinnung auf Marx und Mohammed wenig. Silvan ahnte dumpf, dass er als patriarchaler Typ einer aussterbenden Rasse angehörte.

Kaum war er mit dem Abwasch fertig, tauchten die beiden jungen Frauen wieder auf, reisefertig. Spottend drängten sie ihn zur Abreise. Andreas hatte Karinas Nachbarn nicht angetroffen. Dies hatte ihn nicht daran gehindert, sich vier rostige, aber funktionstüchtige Zweiräder auszuleihen. Was sollte schliesslich eine Person mit vier Zweirädern anfangen?

So waren sie bald reisefertig und auf ein neues Abenteuer erpicht. Karina erklärte ihnen, dass die Stadt der Archivare südwestlich von Basel lag, im Tal eines Flusses namens Birs. Vorerst jedoch radelten sie in südlicher Richtung, um aus der Stadt zu gelangen. In den Strassen und Gassen mussten sie immer wieder Fussgängern, Rollschuhläufern, aber auch Hunden, Schweinen und Hühnern ausweichen. Sie kamen erst schneller voran, als sie die Vororte Basels erreichten. An Stelle von Steinhäusern traten Holzbauten, die sich höchstens auf einer Seite an eine alte Betonmauer anlehnten. Auf ihren Zweirädern überholten sie mit Leichtigkeit einige Händler auf Pferdewagen, die bunte Flaschen voller dubioser Arzneien in die umliegenden Ortschaften fuhren. Sie begegneten auch einem jungen Paar, das eine übermütige Schar dressierter Kinder in Basel vorführen wollte. Madeleine, die eines der Kinder streicheln wollte, wurde beinahe von scharfen Milchzähnen gepackt. Glücklicherweise konnte sie sich rasch genug auf ihr Zweirad schwingen, um der kreischenden Kinderschar zu entkommen.

Allmählich liessen sie die Stadt Basel hinter sich. Sie durchfuhren ein breites, vornehmlich von wilden Katzen, Hasen und Fröschen beherrschtes Ruinenfeld. Nach und nach blieben aber auch die Ruinen zurück, um Wiesen, Äckern sowie strengen Reihen neu angepflanzter Obstbäumen zu weichen. Die Strasse war erstaunlich gut erhalten. Nur an wenigen Stellen gähnten tiefe Schlaglöcher. Immer wieder kamen ihnen andere Zweiradfahrer, aber auch Fussgänger entgegen. Kurz und gut, es herrschte ein fröhlicher Frühlingsverkehr.

An einer Stelle war der linke Teil der Strasse mit weissroten Stangen abgesperrt. Beim Vorübereiten sahen sie Frauen und Männer, die Frostschäden ausbesserten, von bewaffneten Uniformierten scharf angetrieben. Straffällige Fasnächtler, die sich bei der letztjährigen Basler Fasnacht unerlaubterweise vergnügt hatten, behauptete Karina. „Geschieht ihnen recht. Zu lachen, wo es nichts zu lachen gibt!“ schrie sie höhnisch.

Später erreichten sie ein kleines Dorf, dessen Häuser alle um einen rechteckigen Rasen angelegt waren. Auf dem Rasen rannten einige Männer hinter einem Lederball her, in unverschämte kurze Hosen gekleidet, die Knie und haarige Beine unbedeckt liessen. Nur zwei Männer schienen sich um nichts zu kümmern. Sie standen gelangweilt vor zwei Holztoren, die an beiden Enden des Platzes aufgestellt waren. Madeleine lachte. Sie fand es urkomisch, wie diese erwachsenen Eingeborenen in kurzen Hosen um einen gewöhnlichen Ball stritten und sich dabei gegenseitig ans Schienbein traten.

„Fussball“, erklärte Karina. „Ein uralter Umweltzauber, der in dieser Gegend üblich ist. Sie glauben, die Natur durch Treten des Balls – Symbol unserer Erde – für schlechtes Wetter zu bestrafen. Sie kicken den Ball so lange, bis er vollständig zerfetzt ist.“

Auch im nächsten Dorf ergab sich das gleiche Bild: einige Holzhäuser, die sich um einen rechteckigen Rasenplatz gruppierten; einige ältere Männer, die unwürdig hinter einem Lederball keuchten, diesmal in rotgestreiften Hosen. Madeleine bemerkte einen schwarz gekleideten Mann, der von Zeit zu Zeit eine hell klingende Glocke schwang. Vermutlich ein Priester, der die Eingeborenen von ihrem kindischen Treiben abhalten wollte. Vergeblich, seine Glocke verklang ungehört. Die Männer liessen von ihrem Tun nicht ab und versuchten weiter, mit aller Kraft den Ball zu treten.

Hinter dem Dorf lag ein Gasthaus, das sich durch ein grosses Windrad auszeichnete. Karina war das Zweiradfahren nicht gewohnt. Müde geworden, schlug sie vor, anzuhalten. Silvan gab ihr keine Antwort und fuhr weiter. Seine Ungeduld trieb ihn unermüdlich weiter. So blieb ihr nichts anderes übrig, als tapfer weiter zu radeln. Silvan liess sich erst zu einer kurzen Rast herbei, als auch Andreas über müde Beine klagte. Karina liess sich erschöpft ins Gras fallen. Sie war über Silvan so verärgert, dass sie kein Wort mehr sprach. Dies schien ihn nicht weiter zu stören, im Gegenteil. Madeleine gewann den Eindruck, dass es ihn belustigte, Karina zu provozieren.

Nach kurzer Rast drängte Silvan sie ungeduldig weiter. Karina und Andreas schlangen sich unlustig wieder in den Sattel. Das Zweiradfahren war ihnen verleidet, umso mehr als die Strasse aufwärts führte. Sie waren deshalb nicht unglücklich, als am Eingang eines ummauerten Städtchens ein Schild jedes Zweiradfahren streng verbot. Wer das Verbot übertrete, werde mit fünf Peitschenhieben gebüsst.

So schoben sie ihre Zweiräder durch das von einer riesigen Kirche beherrschten Städtchens. In einer der Gassen kam ihnen eine kirchliche Prozession entgegen. Vorne vier Messbuben, die heftig schwere Weihrauchgefässe schenkten, dahinter die in eine golddurchwirkte Robe gehüllte Priesterin, von vier Männern in einer Sänfte getragen. Der Sänfte folgte ein schwarz maskierter Bursche mit scharf geschliffenem Beil. Er zog einen reich bekränzten Schafsbock hinter sich her. Dem Sündenbock schloss sich der restliche Zug an: Frauen, Männer und Kinder, alle in schwarze Tücher gehüllt, die nur zwei Augenschlitze offen liessen. Sie trugen hoch erhobene Kruzifixe, Symbole einer blutrünstigen und intoleranten Religion.

Die Prozessionsmenge blickte scheel zu den vier Fremden hinüber. Ein alter Mann spuckte ihnen vor die Füsse und ermahnte sie giftig, ihre von Gott gegebenen Füsse zu gebrauchen, statt sich teuflischen Rädern anzuvertrauen.

Eilig verliessen sie das engherzige Städtchen. Dahinter breitete sich eine unbewohnte Gegend aus: Wald, undurchdringliches Gebüsch und verwilderte Wiesen. Nur hie und da zeigten überwachsene Mauerreste, wo früher einmal Dörfer gestanden hatten. Auch der

Zustand der Strasse verschlechterte sich. Immer häufiger mussten sie um kaum ausgebesserte Schlaglöcher kurven. Bäche mussten sie zu Fuss überqueren, da die Brücken schon lange zusammengebrochen waren.

Das einzige bewohnte Gebäude weit und breit war das zweistöckige Gasthaus „Zum letzten Halt“. Vor dem Gasthaus standen zwei mit Altwaren gefüllte Maultierwagen. Daneben pafften zwei Händler friedlich ihre Pfeifen, die sie mit getrockneten Apfelschalen gestopft hatten. Karina und Madeleine hielten vor dem Gasthaus an. Sie waren um keinen Preis bereit, die Reise fortzusetzen. Silvan fuhr unbekümmert weiter. Erst als Andreas ihm nachjagte und ihm den standfesten Streik der beiden Frauen erklärte, liess er sich widerwillig umstimmen.

Karina warf ihm ihr Zweirad entgegen und verschwand mit Madeleine im Gasthaus. Sie hatte die Nase voll und bereute es, sich auf diese Reise eingelassen zu haben. Silvan begrüßte die Händler. Sie waren gleichfalls zur Stadt der Archivare unterwegs, mit alten Waren, die sie im Norden von Basel zusammengetragen hatten. Einer der Händler zeigte ihm eine weiss emaillierte Metallkiste, mit der früher selbst im heissesten Sommer Eis gewonnen wurde. So jedenfalls wurde behauptet. Daneben lagen weitere rostige Maschinenteile, zum grössten Teil wertloses Gerümpel, wie Silvan rasch erkannte. Er nahm eine lange, vorne leicht gebogene Holzplatte mit Lackspuren in die Hand. Der Händler zuckte die Schultern. „Wenn mich der Mann, der sie mir verkaufte, nicht angelogen hat, wurden solche Bretter früher dazu gebraucht, im Winter durch den Schnee zu sausen. Diese Schuhe gehörten ebenfalls dazu.“ Er zeigte Silvan zwei unheimlich klobige Schuhe mit kompliziertem Metallverschluss. Silvan war skeptisch. Völlig unglaublich, dass jemals so unbequeme Schuhe getragen worden waren. Sehr wahrscheinlich eine Fehlkonstruktion. Und diese Holzplatten, kaum geeignet, durch Schnee zu sausen. Viel zu schmal und vom Antrieb war nichts zu sehen. Er erklärte dem Händler seine Bedenken. Der war enttäuscht, dass man ihm diese Fälschungen angedreht hatte. Nun, damit musste jeder Händler rechnen. Er tröstete sich damit, dass es ihm sicher gelingen werde, die Archivare übers Ohr zu hauen, und er lud alle zu einem kühlen Bier ein.

Die Wirtin, eine kräftige, selbstbewusste Frau, brachte ihnen ihr Bier in hohen Tonkrügen und setzte sich an ihren Tisch. Sie kannte die beiden Altwarenhändler von früheren Besuchen und spottete über die Neidgenossen, die gute, neue Alu-Taler für altes Gerümpel ausgaben.

Einer der Händler zeigte ihr einen Kunststoffkasten mit Knöpfen und runder Scheibe. Hinter der Scheibe waren Zahlen und Buchstaben erkennbar. „FM Stereo, 92 MHz“, las Andreas verwundert. Die Wirtin erkannte den Kasten. „Wieder einer dieser Musik- und Sprechkästen von früher.“

„Richtig“, bekräftigte der Händler. „Dieser Kasten war früher das Wohnhaus kleiner Geistwesen, Radios genannt, die die Menschen tagtäglich mit Singen, Musik und Scherzen erfreuten, so dass sich die Menschen nie selbst unterhalten mussten. Aber die Menschen zeigten sich undankbar. So suchten sich die Radiogeister eine bessere Bleibe und verschwanden auf Nimmerwiedersehen. Sie liessen nur ihre leeren Häuser zurück.“

„Unsinn“, warf Silvan dazwischen. „Die Musik wurde nicht von Radiogeistern, sondern von Menschen in riesigen Lärmfabriken produziert und über die Luft in den Kasten gleitet, nach einer Technik, die uns leider verloren gegangen ist.“

Die beiden Händler ereiferten sich. „So ein Blödsinn!“ rief ihm der eine entgegen. „Wie soll sich Musik über weite Strecken durch die Luft bewegen? Nein, im Kasten selbst wurde gesungen und musiziert, von den kleinen Geistern, die darin wohnten. Alles andere widerspricht dem gesunden Menschenverstand.“

Auch die Wirtin warf sich in die Diskussion: „Sie wollen nicht etwa behaupten, dass wir Menschen unsere Gedanken aus der Luft beziehen, von fernen Gedankenfabriken? Ebenso wie die Gedanken unserem eigenen Kopf entspringen und der Gesang unserer Kehle entströmt, genau so kamen die Töne aus dem Kasten selbst, geschaffen von Radiogeistern. Leider haben sie die Menschen verlassen, wer weiss, vielleicht für immer.“

Silvan schwieg beleidigt. Er wollte keinen Streit heraufbeschwören. Sollte die Wirtin mitsamt ihren naiven Händlern glauben, was sie wollte. Gegen Ignoranz und Aberglauben war kein Kraut gewachsen. Zur Ablenkung schlug er ein Kartenspiel vor.

Bald waren alle Männer in ihr Jass-Spiel vertieft, während die Wirtin in der Küche das Nachtessen vorbereitete. Ein Kutscher trat an ihren Tisch und schaute zu. Er war schon mehrmals im Gasthof „Zum letzten Halt“ gewesen und lobte die Kochkunst der Wirtin in allen Tönen. Er schnalzte laut mit der Zunge, als Karina und Madeleine in die Stube traten, frisch gebadet und neu gekleidet: Karina in einem rostroten Hosenrock, der die neidvolle Bewunderung der Wirtin erregte; Madeleine in einem hellgrauen Leinenanzug, den ihr Karina geschenkt hatte.

Karina hatte ihre Müdigkeit und ihren Ärger hinter sich gelassen. Lebhaft beschrieb sie während des Abendessens die Fasnacht ihrer Heimatrepublik: Morgenstrach, Mehlsuppe, herumziehende Guggen, trommelnd und pfeifend, als Vogel Greif verkleidet die einen, andere im Mondfahrer-Kostüm, mit grossem Kopfhelm und silbrig glänzenden Gewand. So hopsten sie schwerfällig durch die Gassen. Den Kindern verteilten sie kleine, gebackene Atompilze, in Erinnerung an einen vergangenen Wahn.

Der Kutscher erzählte aus seiner Kindheit. In seinem Heimatdorf sei es ebenfalls Sitte, sich zu Beginn des Frühjahres zu verkleiden: als grässlicher Speck-Ulant, der gierig alles stehle, was herumliege oder als stolzierender Gaffer, der von Kindern verfolgt, in allen Häusern nach Spuren des Frühlings Ausschau halte. Das bunte Frühlingstreiben sei eine alte Tradition und erfreue jung und alt.

Auch die Wirtin wusste von allerlei uhr-alten Volksbräuchen zu berichten, etwa von vorweihnächtlichen Geschenkrummel in ihrer Heimatstadt Laufen: Jede Familie in der Stadt schenke reihum massenweise leere, mit Strohlumen geschmückte Pakete, bis sich vor den Haustüren riesige Geschenkberge türmten. Am Weihnachtsabend würden die kunstvoll verschnürten Pakete auf dem Rathausplatz zusammengetragen und unter Tanzen und Singen in einem Freudenfeuer verbrannt. Lustig sei auch das Eselstreiben in einem der Dörfer der Umgebung: Am Jahresende lauere die Dorfjugend allen dorfbekanntem Streithähnen auf, um sie verkehrt auf Esel zu binden. Unter dem Spott der Bevölkerung würden die Streitlustigen durch Dorf und Felder getrieben. Man löse sie erst wieder vom Esel, wenn sie hoch und heilig Besserung versprechen.

Madeleine lachte, und einer der Händler erinnerte sich voller Vergnügen, wie er als Knabe den 1. August-Feiern zugeschaut habe: Auf dem Dorfplatz, vor der Kirche, hätten die erwachsenen Männer des Dorfes gemeinsam Reden geschwungen, möglichst laut und nichtssagend, jeder nur auf einem Bein stehend. Zu Beginn sei immer ein höllischer Lärm gewesen. Jeder habe den anderen zu übertönen versucht. Aber nach und nach seien die Festredner einer nach dem anderen umgekippt und nur noch wenige hätten auf dem einen Bein ausgeharrt und weitergebrüllt. Wer es am längsten aushielt, sei mit einem bunten Lampion beschenkt worden. Alle hätten seine Standfestigkeit bewundert.

So verging der Abend mit vergnüglichen Erzählungen, bis sich die Händler und der Kutscher in ihre Zimmer zurückzogen. Auch unsere Reisenden bezogen ihre Zimmer. Wenn alles gut ging, würden sie morgen die Stadt der Archivare erreichen. Was sie dort erwartete, wussten sie nicht, aber Madeleine wurde von bösen Vorahnungen geplagt.

Karina sorgte am nächsten Morgen dafür, dass ihr das mühselige Zweiradfahren erspart blieb. Sie überredete den Kutscher, sie zur Stadt der Archivare zu fahren. Anfangs weigerte er sich, aber einige Alu-Taler stimmten ihn um. So bestiegen sie die von zwei Maultieren gezogene niedrige Kutsche und liessen ihre Zweiräder beim Gasthaus zurück.

Es war kühl. Dicke Wolken standen tief am Himmel. Von Zeit zu Zeit prasselten heftige Regenschauer auf das Dach. Andreas verhängte die engen Fenster des Gefährts mit

Woldecken, um den Regen abzuhalten. Dennoch blieb es ungemütlich kalt und mehrmals mussten sie aussteigen, um die Kutsche aus schlammgefüllten Schlaglöchern zu stossen. Die Gegend schien menschenleer und verlassen und Karina verlor jede Orientierung. Nur der Kutscher war sich seines Weges sicher. Die Mütze tief über das Gesicht gezogen, trieb er die Maultiere heftig an.

Am frühen Nachmittag erreichten sie ein lang gestrecktes Steinhaus, das von zwei bewaffneten Soldaten bewacht wurde. Dies sei der Grenzposten zur Stadt der Archivare, erklärte der Kutscher. Er hielt an und liess sie aussteigen. Die beiden Soldaten führten sie schweigend in das Steinhaus. In einem kleinen Büro sass ein Beamter, der die Eindringlinge mit strengem Blick musterte. Er zupfte an seinen Nasenhaaren und fragte barsch nach ihren Wünschen.

„Wir wollen die Freie Neidgenossenschaft besuchen“, erklärte ihm Karina. Empört wies der Beamte auf ein Schild an der Wand. „Betteln, Hausieren und Asylieren streng verboten. Herumstreunende Bettler und Asylanten werden ohne Vorwarnung erschossen“, stand in blutroten Buchstaben geschrieben. „Wir sind keine Bettler!“ schrie Andreas beleidigt. Der Beamte winkte ab. „Es kommt keiner rein. Der Berg ist voll. Verschwindet, ich habe zu tun.“ Er befahl den Soldaten, die ungebetenen Besucher hinauszuerwerfen.

Silvan wusste sich zu helfen. Demonstrativ zauberte er eine dicke Rolle Alu-Münzen aus seiner Tasche. „Seht, wir sind keine Bettler, sondern angesehene Bürger aus dem reichen Süden. Italien und Afrika, meine Heimatländer, sind voller Münzen, Gold und Maschinen. Eure Bundesarchivare wären sicher erbost, wenn wir wegziehen, ohne zu verraten, wie ihr reicher werden könnt. Ihr wollt doch reicher werden?“

Silvans Rede war zwar plump, aber offensichtlich wirksam. Die beiden Soldaten nickten eifrig und liessen ihre Gewehre sinken. Auch der Beamte begann zu lächeln. Unter diesem Gesichtspunkt sah die Angelegenheit anders aus. Höflich bot er Silvan einen Stuhl an. Dann begann er aufgeregt in seinem Schreibtisch zu wühlen, bis er triumphierend ein vergilbtes Dokument schwenkte.

„An und für sich darf kein Fremder in unser Reduit. Aber keine Regel ohne Ausnahme: Nach altem Recht geniessen Steuerflüchtlinge unseren besonderen Schutz“, rief er. „Ihr, mein Herr, seid sicher ein Steuerflüchtling?“ fragte er listig. „Man sieht es auf den ersten Blick.“ Silvan bejahte. „Gut, somit dann ich euch persönlich eine Besuchererlaubnis geben. Ihr müsst euch allerdings freigebig zeigen. Wer knausert, gehört nicht in die Freie Neidgenossenschaft.“

Eifrig stempelte er einige verstaubte Papiere. „So, alles ordnungsgemäss geregelt. Ihr habt freie Bahn, wie sie dem Tüchtigen gebührt. Halt, noch ein Punkt, mein Herr: Was mache ich mit den anderen drei? Am besten, ich sperre sie ein, bis ihr zurückkommt. In unserem Kellerloch sind sie gut aufgehoben.“

Silvan protestierte energisch. „Meine Reisegefährten kommen mit. Da gibt keine Widerrede.“

Der Beamte war betrübt. „Nach dem Gesetz ist Familiennachzug nicht gestattet. Schliesslich lassen wir uns nicht überfremden.“ Er wühlte wieder in seiner Schublade, um nach einer Ausnahmeregelung zu wühlen. „Oder sind eure drei Reisegefährten keine Familienangehörige nach Paragraph 26 des Reduitgesetzes, sondern Gepäckträger nach Artikel 34 der Steuerfluchtordnung?“ Listig zwinkerte er Silvan zu. Der reagierte sofort. „Eindeutig. Mein Status als gesetzmässig anerkannter Steuerflüchtling verpflichtet mich zu einer standesgemässen Zahl an Gepäckträgern.“

Ohne die erbosten Mienen von Madeleine und Karina zur Kenntnis zu nehmen, stellte der Beamte Silvans persönlichen Gastarbeitern ebenfalls eine Besuchererlaubnis aus, die erste seit bald drei Jahrzehnten, wie er stolz erklärte. Aber keine Regel ohne Ausnahme, und er war kein Unmensch. Bereitwillig nahm er drei Alu-Münzen entgegen, die er rasch in seiner Hosentasche verschwinden liess.

Während Silvan und Karina mit dem Beamten unverbindliche Höflichkeiten tauschten, verliessen Andreas und Madeleine das Grenzhaus, um sich draussen umzusehen.

Sie befanden sich am Eingang eines schmalen Tales, das von baumlosen Bergwänden eingezwängt wurde. Regenwasser hatte die Hänge zerfurcht und an vielen Stellen schimmerte nachtkaltes Gestein hervor. An einigen Stellen lagen umgestürzte Bäume in wirren Haufen. Das Ganze machte einen abweisenden Eindruck. Dies wurde durch einen riesigen Erdwall, der weiter hinten das Tal abschloss, verstärkt. Vor dem Wall stand ein würfelförmiges Gebäude ohne Fenster, aus dem sich eine Vielzahl von schwarzen Fäden den linken Berghang hinauf zogen. „Hier sind Spinner am Werk“, spottete Madeleine.

Karina und Silvan wurden vom Beamten aus dem Grenzhaus geleitet. Er schwenkte fast übermütig die mehrfach abgestempelte Besuchererlaubnis. Wer hätte gedacht, dass es ihm, einem einfachen Neidgenossen, vergönnt wäre, einen echten Steuerflüchtling zu empfangen, so wie es in den alten Steuerbüchern beschrieben wurde. Im Allgemeinen hatte er es nur mit langweiligen Händlern und armseligen Asylanten zu tun. Ohne Geld die Segnungen des Berges geniessen zu wollen! Nein, das kam nicht in Frage. Wer arm war, hatte bei den Neidgenossen nichts zu tun. Da war dieser Fremde mit seinem Personal ein anderes Kaliber, reich und freigebig. Schmunzelnd betastete er die drei nagelneuen Alu-Münzen in seiner Tasche.

Andreas bemerkte zwei parallel verlaufende Metallstränge, die vom Grenzhaus wegführten. Plötzlich vernahm er ein leises Surren, das rasch lauter wurde. Auch Karina und Madeleine blickten sich erschrocken um. Erstaunt sahen sie, wie ein rot lackiertes Ding den Metallsträngen entlang glitt und sich ihnen schnell näherte. Es entpuppte sich als viereckige Eisenkutsche mit runden Fenstern und kopfgrossen Rädern, die den Metallsträngen entlang rollten. Alles ohne Pferde oder Maultiere. Andreas wich zurück. Die rote Eisenkutsche hielt in der Nähe des Grenzhauses an, immer noch leise surrend.

Eine Türe öffnete sich. Der Grenzbeamte befahl ihnen, rasch einzusteigen. „Die Bahn fährt pünktlich und wartet nicht lange“, bemerkte er. Zögernd betrat Andreas hinter seinen Reisegefährten die komische Kutsche, um sich vorsichtig auf eine blank geriebene Holzbank zu setzen. Allein Silvan schien die Situation nicht ungewöhnlich zu finden. Er sah sich interessiert um, doch von einer Antriebsmaschine war nichts zu sehen.

Die Türe schloss sich lautlos. Das Surren unter ihren Füessen wurde lauter. Rasch glitten sie vom Grenzhaus weg. Der Erdwall kam näher. Immer mächtiger ragte er über ihren Köpfen. Zu Andreas' Schrecken neigte sich ihre Kutsche plötzlich nach hinten. Sie stieg den steilen Berghang hinauf, als ob sie schwerelos wäre. Eine bergkletternde Eisenziege, dies war selbst für Silvan neu.

Bald lagen das Grenzhaus und das fensterlose Gebäude mit den vielen schwarzen Spinnenfäden tief unter ihnen. Sie kamen der Krone des Erdwalles rasch näher. Oben angekommen sahen sie, wie sich hinter dem Wall ein langer, tiefgrüner See erstreckte. „Die haben das ganze Tal ersäuft!“ empörte sich Andreas. Karina lachte. „In diesem See ist die Urkraft des Wassers gefangen“, erzählte sie. „In die schwarzen Fäden gepresst, die dem anderen Ufer entlang ziehen, kann diese Kraft Unheimliches leisten. Berührt nie einen der schwarzen Fäden, sonst werdet ihr gestochen, dass euch alle Glieder zittern.“

Es heisst, dass die Schweizer früher aus Hass auf Blumen und Alpwiesen die schönsten Täler ihrer Heimat ersäuft haben. Alles nur, um dem Wasser auch die letzte Kraft zu rauben“, flüsterte Madeleine. Betroffen blickte sie über das unter Wassermassen begrabene Tal mit den baumlosen Hängen.

Nach und nach wurde der See schmaler. Ein breiter Bach mündete in sein oberes Ende. Daneben ragte eine zerklüftete Felswand empor. Am Fuss der Felswand war ein meterhohes,

graubraunes Eisentor zu erkennen, perfekt in die Felswand eingefügt und durch zwei schwere Kanonen bewacht. Dies war der Eingang zum Bergversteck der Neidgenossen.

Einige hundert Meter vor dem Eisentor hielt die Eisenkutsche an. Die Türe öffnete sich, und eine aufleuchtende Schrift befahl ihnen, rasch auszusteigen. Kaum waren sie draussen, schloss sich die Türe und das pferdelose Berggefährt rollte erneut davon in Richtung Grenzhaus.

Ein junger Mann in braunem Tarnanzug trat auf die vier Reisenden zu. Er begrüßte sie mit eingespielter Höflichkeit und kontrollierte sorgfältig ihre Besucherlaubnis.

„Ich bin Neidgenosse Schlumpf Vier“, stellte er sich vor. „Mein Auftrag ist, für Sicherheit und Ordnung zu sorgen, schliesslich sind wir ein freies Bergvolk. Die freiheitliche Ordnung steht im Mittelpunkt. Ihr haben sich alle unterzuordnen. Ohne Ordnung gibt es keine Sicherheit und ohne Sicherheit keine Freiheit. Deshalb habt ihr euch strikt an meine freiheitlichen Anweisungen zu halten.“

Stolz führte er die vier eingeschüchterten Besucher in Richtung des Eisentors, des einzigen Zugangs in die Bergfestung der Neidgenossen. Über ihren Köpfen erhob sich die fast senkrechte Felswand. Eine schwarze Krähe schwebte einer Felsnische entlang, heiser krächzend. Hinter ihnen glitzerte der künstliche See, eingerahmt von baumlos geschlagenen Hängen. Die Neidgenossen mögen keine Bäume, war Andreas' Verdacht. Er hatte keine Lust, sich im Berg einschliessen zu lassen, was für Schätze darin auch verborgen sein möchten. Missmutig folgte er Schlumpf Vier, der ihnen unentwegt weitere Anweisungen gab.

Als Fremde hätten sie sich an die Sitten des Reduits anzupassen. Armut sei offiziell verboten, ebenso Betteln, Spucken und lautes Schimpfen. Wer was wolle, habe es mit harter Münze zu bezahlen. Demokratische Unterordnung sei Pflicht, föderalistische Freiheit ein Muss.

Die Frei Neidgenossenschaft sei in sechszwanzig selbständige Höhlen gegliedert, Kantone genannt, erklärte ihr junger Führer mit erhobenem Zeigefinger. Ihm war nicht entgangen, dass sich die beiden jungen Frauen über ihn lustig machten.

„Ich zum Beispiel bin Höhlenbürger des Kantons Sandoz.“ Stolz wies er auf das Wappen einer Fischgräte, das seine Brusttasche zierte.“ Als Besucher werdet ihr in der grössten Höhle, dem Kanton Nestlé, untergebracht, einem Kanton, der hauptsächlich für seine milchschweren Schafe bekannt ist.“

Am Eisentor angelangt, legte der junge Neidgenosse beide Hände gegen das kalte Eisen. „Meterdicker Panzerstahl. Dahinter ist alles kilometerlang ausgehöhlt, eine sichere Festung, die jedem Angriff widersteht.“

Silvan war beeindruckt. Bewundernd klopfte er gegen das Tor. „Wer hat diese Festung gebaut?“ wollte er wissen.

„Unser Reduit wurde schon lange vor dem Zusammenbruch der Alten Schweiz geplant, als Teil eines riesigen Verteidigungsringes. Vom weitsichtigen Ewig-Moralischen Dienst (EMD) gebaut, war es die ideale Schutzhöhle für den Reichtum der Schweizer Auto-Kraten“, erklärte Schlumpf Vier begeistert. Als der geplante Zusammenbruch kam, hätten sich die hohen EMD-Herren und organisierten Landbesitzer heimlich mit ihren Familien hierher geflüchtet. Hinter diesen Bergwänden versteckt, konnten sie den Untergang der Alten Zivilisation unbeschadet überstehen, um die alten Werte der Neidgenossenschaft zu erhalten.

Schlumpf Vier selber, so erfuhren sie, entstammte einer altehrwürdigen Familie. Einer seiner Vorfahren sei Bundesrat gewesen und habe aktiv das Absterben der Bäume organisiert, um den Auto-Kraten freie Bahn zu schlagen. Grinsend wies Schlumpf Vier auf die abgeholzten Hänge. Alle Bäume der Gegend würden sauber weggeschnitten. Zumindest hier sei die schmutzige, chaotische Natur besiegt. In der Freien Neidgenossenschaft herrsche Ordnung und Sauberkeit. Da habe wild wucherndes Grünzeug keinen Platz.

„Die sind wahnsinnig“, flüsterte Andreas Karina ins Ohr. Auch Madeleine schüttelte verwundert den Kopf. „Wieso bleibt ihr auch jetzt noch im Berg versteckt, da keinerlei Gefahr droht?“ wollte sie wissen. „Wieso kommt ihr nicht heraus und lebt mit anderen Menschen zusammen?“

Dieser Vorschlag verblüffte Schlumpf Vier ungemein. „Nein, unmöglich und undenkbar! Das Reduit ist unsere Heimat. Im Berginnern sind wir frei und ungebunden. Sollen wir unsere hart gewonnene Freiheit mit anderen teilen? Nein, Freiheit ist unteilbar! Wir geben davon nichts ab.“

Rasch drückte er einige Knöpfe am linken Rand des Eisenportals, worauf sich darin eine Türe öffnete. Sie war gerade gross genug, um eine Person in gebückter Haltung durchzulassen.

„Nichts wie rein. Das Reduit wird auch euch beschützen.“ Es war dem Neidgenossen anzusehen, dass er sich im Freien, in der ungeschützten Luft, unwohl fühlte. Er drängte sich als erster durch den kleinen Eingang.

Andreas, Madeleine und Karina zögerten. Ihnen war die Sache nicht geheuer. Aber Silvan stiess sie ungeduldig ins Berginnere. Wer sich so versteckt, hat sicher viel zu verbergen. Silvan war gewillt, hinter die Geheimnisse dieser Höhlenbewohner zu kommen. Er war es der Partei des Südens schuldig, ihr den Weg nach Norden zu bahnen. Dabei wäre der Besitz einer solchen Bergfestung von erstrangigem strategischem Wert. Der einzig störende Faktor waren diese bornierten Eingeborenen, aber dank ihrer Habgier wären sie leicht zu überlisten. Gezielte Entwicklungshilfe und dieses Volk ist erledigt, dachte er sich.

Die Türe führte sie in einen schmalen, hohen Felsgang, der von künstlichen Glühwürmern an der Decke schwach erleuchtet wurde. Die Luft roch nach Öl und Fett. Ein bleicher Wärter mit Gewehr beobachtete die vier Fremden misstrauisch. Er senkte seine Waffe erst, als ihm Schlumpf Vier die Besuchspapiere vorlegte.

Nach etwas mehr als hundert Metern öffnete sich der Gang zu einer immensen Höhle, die von einer Vielzahl von Laternen taghell erleuchtet wurde. Auf der linken Seite der Höhle, ihnen als Kanton GAU vorgestellt, waren mehrstöckige Pilzkulturen aufgeschichtet. Von oben hörten sie das Gebell von Esshunden, die zusammen mit Zwergschweinen in Holzkäfigen eingesperrt waren. Die Käfige waren kunstvoll an der Höhlendecke befestigt und über Leitern erreichbar. Auf der rechten Seite der Höhle stand eine Gruppe von zweistöckigen Holzhäusern mit offenen Fensterlöchern: ein kleines Dorf, in dem selbst eine kleine Steinkapelle nicht fehlte. Jedes Haus war einheitlich mit rot-weissen Papiergeranien geschmückt. Aus einem der Gebäude ertönte der Gesang von Schulkindern. Da es in der Höhle nicht regnete, waren Hausdächer unnötig, und alle Häuser waren gegen oben offen (eine praktische Einrichtung, die eine behördliche Kontrolle erleichterte).

Andreas und Madeleine kletterten eine Leiter empor, die zu den Käfigen mit den Esshunden führte. Die Hunde bellten aufgeregt, in der vergeblichen Hoffnung auf Futter. Von oben besaßen sie einen guten Blick in einige der Häuser. Die Wohnungen waren fein, klein aber vollgestopft: mit Stühlen, Tischen, Betten, Schränken aller Stilrichtungen, von rohen Bauernmöbeln bis zu seltenen, antiken Kunststoffwürfeln. Dazu kam eine Unmenge an Nippsachen wie Gartenzwerge, Plüschtiere, Gläser, Medaillen usw. Die Neidgenossen waren geborene Sammler, die alles an sich rissen, was ihnen zwischen die Finger geriet, vor allem wenn es den Anschein hatte, alt und antik zu sein. Andreas und Madeleine sahen spottend einem älteren Bürger zu, der sich verzweifelt einen Weg durch seine verstopfte Wohnung bahnte, auf der vergeblichen Suche nach einem leeren Platz für eine gusseiserne Statue. In der Nebenwohnung wurde heftig abgestaubt und geordnet, allerdings ohne bleibenden Erfolg. Weiter hinten im Höhlendorf stand eine kleine Fabrik, in der Frauen und Männer fleissig neue Tonkrüge produzierten, betriebsam daran, ihren unnützen Reichtum zu vermehren.

Auch der runde Platz vor der Kapelle war verbarrikadiert und zwar mit langen, blau, rot, schwarz oder grün lackierten Hühnerhäusern, so jedenfalls sah es Andreas.

„Alles Automobile. Bei uns hat jeder Bürger sein eigenes Auto parkiert, das ist verfassungsmässig garantiert“, erklärte Schlumpf vier stolz.

„Stammen alle diese Automobile tatsächlich aus der Alten Zeit der Beninschwemme?“ wollte Silvan wissen. Kaum glaubhaft, hier massenhaft antike Benzinkutschen zu finden.

„Nein, nur sehr wenige Autos sind echt antik“, musste ihr Begleiter zugeben. „Die meisten sind aus Holz oder gar aus Lehm nachgebaut. Einfache Volksmodelle ohne Motor und ohne Räder.“

„Aber was soll ein Wagen ohne Räder?“ erstaunte sich Karina. „Damit kann keiner fahren.“

„Wieso auch?“ Keiner fährt und keiner will fahren, wohin auch?“ entgegnete Schlumpf Vier pikiert. „Es geht nicht ums Fahren, sondern um das grundsätzliche Recht jedes Bürgers auf ein privates Auto und einen eigenen Parkplatz. Dieses Recht gehört zur Freiheit wie der Staub zum Staubsauger. Auf sein Auto will und darf kein Bürger verzichten. Ein Automobil bedeutet Freiheit und Bürgerrecht. Einzig unsere Auto-Kratie garantiert unsere freiheitliche Demokratie. Und nun Schluss mit der Diskussion.“

Eilends führte er seine spöttisch grinsenden Gäste ans Ende der Höhle, wo sich verschiedene Gänge weiter in den Berg hinein verzweigten. Fremde werden die urschweizerischen Sitten und Gebräuche nie verstehen, dachte er verärgert. Wer von ausserhalb des Reduits kam, konnte nie und nimmer ein echter Neidgenosse werden.

Schweigend führte der junge Mann seine vier Gäste durch lange Gänge in weiteren Höhlen. Jede Höhle war ein selbständiger Kanton mit einer Gruppe von Häusern, Fabriken und vollbesetzten Parkplätzen, betriebsam und ordentlich. Jedes Haus war mit einheitlich rot-weissen Papiergeranien geschmückt. Beim Vorübergehen sahen sie, wie in einer der Höhlen uniformierte Gestalten mit Holzplatten auf junge Leute einschlugen. „Junge Demonstranten, die mit ihren Köpfen gegen feste Bergwände anrennen, mit der absurden Idee, dass die Welt grenzenlos sei“, rief ihr Begleiter. Er spuckte empört auf den Boden. „Zum Glück handelt es sich nur um eine winzige Minderheit von Unzufriedenen. Die übergrosse Mehrheit fühlt sich hinter festen Wänden sicher und geborgen.“

Silvan wurde hellwach. Unzufriedenheit und Konflikte waren genau das Instrument, das er brauchte, um diese Bergnuss zu knacken. Selbst eine Handvoll Unzufriedener war unter Umständen genug, das Reduit zu erobern. „Ah so, gibt es auch bei euch Streitigkeiten!“ frohlockte er. Aber ihr Begleiter liess sich nicht aus der Reserve locken. Ohne weitere Worte schleuste er seine aufdringlichen Gäste in einen weiteren Gang.

Andreas und Madeleine hatten schon längst jede Orientierung in diesem Labyrinth von Höhlen und Gängen verloren. Auch Karina fühlte sich unwohl und eingeengt. Die Luft war zum Ersticken und das Grau der betonierten Felswände liess sich auch durch helle Lampen nicht vertreiben. Sie bereute es, sich auf dieses ungemütliche Abenteuer eingelassen zu haben.

Am Ende einer Höhle mit kreisförmigen Fischteich war eine mannshohe Eisentüre fugenlos in den Fels eingebaut. Ihr Führer drückte ungeduldig auf einen Knopf neben der Türe. Der Knopf leuchtete kurz auf, aber die Türe wollte sich nicht öffnen. Auch mehrfaches Drücken nützte nichts. Schlumpf Vier hüpfte zu einer anderen Felstüre. Hier hatte er mehr Erfolg. Einmal drücken und die Türe schob sich lautlos auf die Seite. Ohne zu fragen, schubste er seine Gäste in eine enge, fensterlose Kammer. Karina, die sich vom jungen Neidgenossen in schamloser Weise in eine Ecke gedrängt sah, protestierte lauthals. Schlumpf Vier liess sich nicht beirren. Kurzenschlossen drückte er einen weissen Knopf im Innern der Kammer. Darauf schloss sich die Türe und ihre Kammer hob sich unvermittelt und geisterhaft. Andreas und Madeleine erschrakten heftig. Selbst Silvan griff heimlich nach seiner

Pistole. Aber bevor er reagieren konnte, beruhigte sich die Kammer und die Türe öffnete sich erneut. Erleichtert sprangen sie schleunigst aus dieser unheimlichen Schwebekammer.

Sie befanden sich erneut in einer riesigen, aus dem Berg gesprengten Höhle, diesmal mit vielen würfelförmigen, mehrstöckigen Steinhäusern. Ihr junger Begleiter wies auf ein Haus, das an allen vier Fronten durch rote Kreuze hervorstach.

Es sei das Rote Kreuz, das Zentrum neidgenössischer Humanität, erklärte er ihnen. In diesem Haus wohnten früher Gastarbeiter, bevor sie endgültig vertrieben worden waren. Da auch Asylanten schon längst verboten waren, stand das Rote Kreuz seit langem leer. Besucher waren selten geworden, aber die Neidgenossen fühlten sich irgendwie immer noch ihrer humanitären Tradition verpflichtet. Wer will schon auf das Rote Kreuz verzichten, nur weil es keine Aufgabe mehr erfüllt. Als offiziell anerkannte Steuerflüchtlinge hatten unsere vier Freunde im Roten Kreuz zu wohnen. Jedenfalls war es gut markiert. „Ihr werdet das Rote Kreuz leicht wiederfinden, selbst in trunkenem Zustand“, meinte Schlumpf Vier anzüglich. Schnurstracks führte er sie in das Haus, um ihnen ihre Unterkunft zu zeigen.

„Einfach, aber fein“, rief er. Schliesslich waren sie keine Bürger, sondern nur tolerierte Gäste, die man nicht verwöhnen durfte.

Alle ihre Zimmer waren gleich schmucklos eingerichtet: ein schmales Bett, ein niedriger Nachttisch, ein Stuhl und ein weisser Kasten mit Schubladen, daneben ein enges Badezimmer mit Toilette, Sitzbadewanne und Spiegelschrank, kurz und gut: Stil Hilton in aller funktionalen Scheusslichkeit. An der Zimmerdecke hing eine weisse Glasröhre, die – wenn man dem jungen Mann Glauben schenkte – durch einen Knopf am Bettende zum Leuchten gebracht werden konnte. Und wirklich, als Andreas den Knopf drückte, begann sie hell zu leuchten. Ein zweiter Knopfdruck und das Licht erlosch wie von Geisterhand. Andreas war begeistert. Er drückte mehrmals rasch auf den Knopf, in der vergeblichen Hoffnung, den geheimnisvollen Glühwurm zu überlisten.

Madeleine hatte unterdessen an der Wand ihres Zimmers einen Ring mit drei Löchern entdeckt. Schlumpf Vier reagierte sofort und führte seine Gäste zu einem Wandschrank im Flur. Er öffnete die Schranktüre und erklärte ihnen die darin befindlichen Geräte: eine Metallspirale diene zum feuerlosen Kochen von Wasser, ein gekrümmtes Rohr mit Handgriff sei zum raschen Haartrocknen gedacht. Alles elektrisch, nach alter Väter Sitte. Und jenes faustgrosse Gerät sei speziell für Männer. Damit könne man sich schnell und gründlich rasieren, ohne Schaum und Wasser, behauptete er. Andreas und Silvan waren skeptisch. Wieso elektrisch, wenn man sich mit einem einfachen Rasiermesser elegant zu rasieren vermochte? Schlumpf Vier war gekränkt. Er hielt Karina seine rechte Wange hin. Sie solle nur prüfen, wie porentief seine Haut rasiert sei, dank seiner schaumlosen Rasiermaschine, eine Erfindung des Nationalhelden Tell. Karina strich mit dem Handrücken über seine Wange und sein Kinn. Seine Haut sei erstaunlich weich, meinte sie, fast wie bei einem Säugling. Der junge Mann, der nicht wusste, ob dies als Lob oder Beleidigung aufzufassen war, wurde verlegen. Rasch hüpfte er zu einem anderen Wandschrank, ihnen weitere elektrische Wunderdinge zu zeigen.

Silvan hatte jedoch genug von diesen elektrischen Spielzeugen. Er wollte mit den Bundesarchivaren sprechen. Von Anfang an mit der Spitze der Hierarchie verhandeln war seine Devise. Alles andere war Zeitverschwendung.

Der junge Neidgenosse, in Ehrfurcht vor den Hohen Bundesarchivaren erzogen, wich aus. Er könne nicht selbst entscheiden. Dies sei Sache der Archivkanzlei. Die Bundesarchivare seien überbeschäftigt und hätten keine Zeit. Sie seien schliesslich nur nebenamtlich tätig. Zudem müssten sie sich zuallererst ordnungsgemäss beim Roten Kreuz anmelden.

Ohne Silvans Widerspruch abzuwarten, führte er seine vier lästigen Besucher in ein grosses Büro, wo sie von einer rothaarigen Frau erwartet wurden.

„Ich bin Frau Huber, Leiterin des Schweizerischen Roten Kreuzes“, stellte sie sich vor.

„Gibt das Rote Kreuz immer noch?“ wunderte sich Karina. Sie hatte geglaubt, die Geschichte dieser humanitären Organisation sei Legende; ein Märchen, erfunden zur Erbauung der Gutgläubigen.

„Selbstverständlich ist das Rote Kreuz immer noch aktiv“, antwortete Frau Huber. „Der Beweis für unsere Wohltätigkeit sind diese Akten, fein säuberlich geordnet.“ Sie wies auf deckenhohe Bücherregale, die mit alten, staubigen Ordner vollgestopft waren. „In diesen Ordner befinden sich alle Beweise für das humanitäre Wirken der Schweiz, aufbewahrt über Generationen, damit niemand vergisst, wie viel Gutes unser Land früher getan hat. Es genügt bis heute. Die Welt steht in unserer Schuld, und wenn wir überall das Kostbarste zusammenraffen, ist es nur, um diese Schuld auf Franken und Rappen einzutreiben.“

„Sehr grosszügig“, spottete Madeleine, die es nicht ertrug, wenn sich jemand seiner Wohltaten rühmte.

Frau Huber stutzte verärgert und wandte sich Silvan zu. „Nun zum Geschäftlichen. Ich muss sicherstellen, dass Sie ein echter Steuerflüchtling sind. Wir wollen saubere Zustände. Es gab Zeiten, da haben sich Leute in unser Land eingeschlichen, nicht weil sie verfolgt wurden, sondern bloss weil sie nicht verhungern wollten.“

Silvan vermöchte sie zu beruhigen. Er zeigte ihr sein Vermögen an klingenden Alu-Talern. Frau Huber wurde wieder freundlich, und Silvan erzählte ihr von der neuen wirtschaftlichen Blüte, die sich im Süden ausbreitete, von Namibia bis Sizilien.

Frau Huber schüttelte ungläubig den Kopf. „Nicht möglich. Ich glaubte, die Entwicklungshilfe unserer Vorfahren hätte den Süden endgültig erledigt. Nun, sei es, wie es wolle: wir sind neutral. Was ausserhalb des Roten Kreuzes geschieht, geht mich nichts an.“ Sie stempelte energisch einige Papiere, die sie sorgfältig in einen Ordner steckte. „Macht drei Alu-Taler als Einschreibgebühr sowie zwei Alu-Taler als freiwillige Spende an das Rote Kreuz.“

Silvan zahlte generös, mit fünf sorgfältig gefälschten Alu-Talern. Es hatte keinen Sinn, dieser einfältigen Wohltätigkeitsvereinigung echtes Geld hinzuwerfen. Sie würden es doch nur für Akten und Ordner verplempern.

Plötzlich ertönte ein markerschütterndes Geheul, als ob eine riesige Herde von Wolfshunden den Berg stürmte. Silvan und Andreas sprangen erschrocken in die Höhe. Karina klammerte sich zitternd an Madeleine, die sich rasch mit einem Bürostuhl bewaffnete. Nur Frau Huber liess sich nicht stören. Seelenruhig holte sie einen Stahlhelm aus einer Schublade und setzte ihn sich kokett auf den roten Haarschopf.

„Keine Angst, nur ein alltäglicher Sirenenalarm, eine einfache Zivilschutzübung, nach dem Motto `Jederzeit bereit`. Seht selbst.“ Sie öffnete die Bürotüre. Im Flur sahen sie einige Männer in Helmen wild umher rennen, jeder beim Versuch, im Laufen ein Bett zu

Nageln. Bald waren sie um eine Ecke verschwunden. Nur das unheimliche Geheul dauerte an, ein, zwei Minuten, um schlussendlich auszuklingen.

Entnervt verliessen unsere vier Reisenden das Büro des Roten Kreuzes, um sogleich wieder Schlumpf Vier in die Hände zu fallen. Auch er hatte sich einen Stahlhelm umgeschallt.

„Eine wunderschöne Schutzübung, nicht wahr. Wir sind jederzeit gerüstet, gegen Feinde wie Freunde.“ Er schmunzelte zufrieden. Die Besucher schienen von der Abwehrkraft der Neidgenossen offensichtlich beeindruckt.

„Die Bundesarchivare sind bereit, Sie zu empfangen“, schrie er Silvan ins Ohr, stolz auf sein Organisationstalent. Ohne ihnen Gelegenheit zu geben, sich vom Sirenengeheul zu erholen, schleppte er seine vier Besucher in eine weitere Höhle: die zentrale Bundeshöhle, wie er Karina erklärte. Tatsächlich war diese Höhle grösser und höher als jede bisherige, mit einem weiten Vorplatz, der von einer Unmenge räderloser Automobile verstopft war. Nur in

der Mitte des Platzes gähnte ein gitterumspanntes, rundes Loch, um das sich eine Schar Kinder drängte. Madeleine und Andreas schlängelten sich zwischen den Holzkarossen durch. Neugierig beugten sie sich über das Gitter. Unten im Loch drehten sich einige grosse, buschige Hunde im Kreis, in der Hoffnung, von den Kindern einige Brotstücke zu erhaschen.

„Unser bekannter Berner Hundegraben, wo unser Wappentier, der Bärenhund, zu sehen ist“, rief Schlumpf Vier. Er nahm ein Brotstück aus seiner linken Hosentasche und warf es einer braunen Hündin zu. Sie bedankte sich mit einem kurzen Bellen.

Der Hundegraben war offensichtlich ein beliebter Treffpunkt, denn zu den Kindern gesellten sich einige ältere Ehepaare. Sie versuchten, die Aufmerksamkeit der Tiere zu erhaschen, damit diese sich tollpatschig auf den Hinterbeinen drehten. Auch ihr Führer vergnügte sich darin, einem kalbsgrossen Rüden kleine Glücksknochen hinzuwerfen, bis ihn Silvan ungeduldig an seine Pflicht erinnerte.

Beschämt führte der junge Neidgenosse seine Besucher in ein mehrstöckiges Steinhaus mit runder Kuppel, das den rechten Rand der Zentralhöhle abschloss. „Freie Fahrt dem Tüchtigen“ stand in goldenen Lettern über der Eingangspforte. An beiden Seiten waren mannshohe, rotweiss bemalte Wagenräder aufgestellt, ein würdiges Symbol der Herrschaft der Auo-Kraten im Bundeshaus.

Über eine breite Eingangstreppe gelangten sie in lange Gänge, die im Licht leuchtender Röhren bleich und kalt wirkten. Durch offene Türen sahen sie Frauen eifrig alte Schriften sortieren, nummerieren und in wasserdichte Behälter verschliessen. Andreas und Karina blieben stehen, um verwundert einem Beamten zuzusehen, der sich an einem eckigen Metallkasten zu schaffen machte. Er drückte ein, zwei Knöpfe. Sie hörten ein Rasseln und unten im Kasten sprang ein weisser Papierbecher hervor, der sich rasch mit einer schmutzigen Brühe füllte. Der Beamte nahm den Becher aus dem Kasten und leerte ihn in einem Zug, offensichtlich die dreckige Brühe geniessend. Ermutigt drückte auch Karina auf einige Knöpfe, aber nichts geschah. Sie hatte das falsche Zauberwort gewählt und der Metallkasten liess sich nicht erweichen. Auch dass Andreas ihn mit einem Fusstritt bestrafte, bewirkte nichts.

Schlumpf vier winkte beiden zu, ihm endlich zu folgen. Mit langen Schritten hielt er auf eine bogenförmige Türe zu, an der unvermeidlich ein kleiner Knopf leuchtete. Die Neidgenossen waren offensichtlich knopfsüchtig, dachte Madeleine und rasch drückte sie ihn. Neben der Türe erschien in leuchtender Schrift die Warnung „Bitte warten“. Sie warteten. Unvermittelt flackerte der Schriftzug auf, um sich blitzschnell in ein „Bitte eintreten“ zu verwandeln.

Schlumpf Vier schob die vier Besucher eilig in ein hellerleuchtetes Büro, dessen Wände links und rechts durch Regale voller alter Schriften verstopft waren. Hinten wurde das Büro durch einen schweren, roten Vorhang abgeschlossen. In der Mitte stand ein runder, weisser Tisch, umrahmt von weissen, echtantiken Plastikstühlen.

Ein hochgewachsener Mann, dessen Stirnglatze Gelehrsamkeit vortäuschte, trat ihnen entgegen. „Ich bin Terminal, der Software-Sekretär der Bundesarchivare. Bitte setzt euch, bis die Verbindung mit den Bundesarchivaren zustande kommt.“

Sie setzten sich um den runden Tisch. Terminal brachte fünf Gläser und eine Flasche Wasser, das er ihnen eingoss. „Prost. Die Leitung zu den Bundesarchivaren dürfte bald frei sein.“ Andreas sah mit Verblüffung, wie aus jedem der fünf Gläser kleine Bläschen stiegen. Vorsichtig nahm er einen Schluck. Das Wasser schien in seinem Mund zu explodieren. Vor Schreck liess er beinahe das Glas fallen.

Der Sekretär lachte. „Unser Tellen-Wasser ist sehr spritzig. Es enthält siebenunddreissig Vitamine, alle in der Kantonalhöhle La Roche hergestellt.“

Ein lauter Gongschlag unterbrach ihn. Er sprang auf und verschwand hinter dem roten Vorhang. Bald kam er wieder zurück. „Die Bundesarchivare sind bildschirmbereit“, erklärte

er. „Dass ihr es wisst: bei den Bundesarchivaren handelt es sich um eine Kollegialbehörde. Jeder ist für alles zuständig und keiner ist für etwas verantwortlich. Alle sieben Archivare werden von den Auto-Kraten demokratisch gewählt, also seid höflich. Bitte versucht nicht, ein Asylbegehren zu stellen. Damit würde jedes Gespräch unmöglich. Habt ihr verstanden? Also gut, Bildschirm frei.“

Mit diesen Worten schob der Sekretär den roten Vorhang beiseite. Sie blickten auf eine leicht grün getönte Glasscheibe, hinter der fünf Männer und zwei Frauen fest angeschnallt auf weichen Ledersesseln saßen. Alle sieben waren in dieselbe rotweisse Tracht gekleidet und alle sieben hielten mit beiden Händen ein symbolisches Steuerrad. Diese fünf Männer und zwei Frauen bildeten die Regierung der Neidgenossen, gewählt, nicht weil sie die Fähigsten waren, sondern weil sie dem Durchschnitt aller Höhlenbewohner am nächsten kamen.

Der älteste der Bundesarchivare löste sich von seinem Gurt und erhob sich. „Terminal, zur Sendung bereit?“ fragte er mit einer Stimme, die nur hohl durch die Glasscheibe drang. Der Sekretär nickte stumm, worauf sich der Archivar an die Besucher wandte.

„Wir, die demokratisch gewählten Hüter der Neidgenossenschaft, haben Euch, Fremdlinge, in unsere Freie Republik Einlass gewährt, weil Ihr Reichtum verheißt. Wir sind offenherzig für jeden, der uns was bringt, nach alter Väter Sitte. Sonst sind wir neutral.“

Wir Bundesarchivare sind die Hüter mancher alter Geheimnisse. Wir wissen, wie man Städte mit einem Blitzschlag zerstört und welche Gifte Täler und Flüsse von allem Lebendigen reinigen. Wir wissen, wie man Menschen zu hemmungslosen Kaufanregungen anregt und wie man schneller rechnet, als ein Menschengehirn es zu begreifen vermag. Wir Archivare kennen das Geheimnis, kranke Leute am Sterben zu hindern und Gene so zu mischen, dass Alpträume wahr werden. Wir kennen die Kunst, Volksmassen gegen ihre Interessen zu begeistern und mit lebenden Bildern zu täuschen. Wir kennen viele verbotene Früchte vom Baum des Wissens, aber vor allem wissen wir, Geheimnisse zu wahren.“ (Wie viele Politiker waren auch die Bundesarchivare immer gewillt, sich selbst zu loben.)

„Was nützt Euer Wissen, wenn es im Berg vergraben liegt!“ brauste Silvan auf. Die Wichtigtuerei seiner Gegenüber ging ihm offensichtlich auf die Nerven. Sie hinderte ihn daran, sich selbst ins Zentrum zu rücken.

Eine der beiden Frauen antwortete ihm. „Unsere Geheimnisse sind unteilbar. Wissen ist Macht und unsere Macht darf nicht von anderen missbraucht werden. Das im Archiv aufbewahrte Wissen der Alten Zivilisation bleibt solange verschlossen, als wir es bestimmen. Ich brauche Euch nichts darüber zu erzählen, wie die Wissenschaft von unseren Vorfahren in selbstzerstörerischer Weise missbraucht wurde. Unser Wissen bleibt geheim, bis wir sicher sind, dass es nur zum Besten der Menschheit eingesetzt werden wird. Und dies wird erst dann der Fall sein, wenn sich die gesamte Menschheit unseren gut-neidgenössischen Sitten und Gebräuchen unterworfen hat.“

Die übrigen Bundesarchivare nickten zustimmend. Es war ihre langjährige Politik, das Wissen der alten Zivilisation streng zu kontrollieren. Die Wissensabfälle der Vorfahren waren zu gefährlich, um sie unbedacht zu verwenden. Die Menschen hatten nur dann eine Zukunft, wenn sie sich vom Schatten einer unheilvollen Vergangenheit befreiten. Abgesehen davon, die Neidgenossen hatten nicht vor, Wissen einfach zu verschenken. Hinter dicken Bergwänden geschützt war ihnen die Aussenwelt gleichgültig geworden.

Silvan fand die Geheimniskrämerei der Archivare idiotisch. Damit würde ein rascher Wiederaufschwung der Menschheit behindert, erklärte er den Archivaren in beredten Worten. Eine eklatante Dummheit, riesige Schätze zu sammeln, um sie in einer entlegenen Berghöhle verstauben zu lassen. Zudem sei es illusorisch, die Menschen dadurch vor Gefahren zu schützen, dass man ihnen Wissen vorenthalte. Die richtige Strategie sei ein kontrollierter Umgang mit Wissenschaft und Technik. Genau deshalb seien in seiner südlichen Heimat die Technikergemeinschaften gegründet worden: Gemeinschaften von verantwortungsvollen

Wissenschaftler und Ingenieuren, die neue Erkenntnisse sorgfältig auf ihre gesellschaftlichen Konsequenzen überprüften. Nur überprüftes Wissen werde freigegeben. Damit behielten Partei und Kirche des Südens den technischen Fortschritt ständig im Griff (und sich selbst an der Macht, dachte Karina spöttisch).

Die Bundesarchivare hörten ihm höflich zu, aber als er vorschlug, ihr Wissen mit der Partei des Südens zu teilen, versteinerten ihre Mienen. Sie waren Hüter von Wissen und trachteten nach Sicherheit, nicht nach Austausch mit Fremden. Teilen kam nicht in Frage, es würde der altehrwürdigen Neutralität der Neidgenossen widersprechen.

„Unwissen ist gefährlicher als Wissen“, wandte Madeleine ein, von der Zurückweisung der Archivare herausgefordert.

Die Bundesarchivare schwiegen beleidigt. Sie empfanden die versteckte Kritik der Fremden als arrogant. Wer nicht in den gutneidgenössischen Höhlen aufgewachsen war, besass nicht den notwendigen Durchblick und sollte besser schweigen. Als auch Karina in die Diskussion eingriff, wurden die Bundesarchivare unwirsch. Auf ihr erbostes Zeichen hin zog Sekretär Terminal den Vorhang zu.

„Eure Sendezeit ist vorbei“, erklärte er ihnen kurz angebunden. Auch er war erbost. Den Bundesarchivaren zu widersprechen, war höchst unschicklich, ja unerhört; schliesslich waren sie demokratisch gewählt und damit bis zur nächsten Wahl sozusagen unantastbar.

Auch Silvan war beleidigt. Engstirnige Geheimniskrämer, die aus lauter Eigennutz nicht einmal ihre langfristigen Interessen wahrnahmen, dachte er. Aber was war schon von Höhlenbewohnern zu erwarten. Nun, er würde einen Weg finden, an die verborgenen Schätze der Neidgenossen zu gelangen und sei es mit List und Betrug.

Sie verabschiedeten sich eilends von Sekretär Terminal, der sie brummend zur Türe begleitete. Naiv und aufdringlich, diese fremden Steuerflüchtlinge. Benahmen sich nahezu wie Asylanten. Nun, er hatte Besseres zu tun, als sich über Ausländer aufzuregen. Schon bald war er wieder voll in die Entzifferung einer alten Schrift über das Fälschen von Wein vertieft.

Unsere vier Reisenden liefen prompt Schlumpf Vier in die Arme, der vor der Türe gelauscht hatte. Er grinste über ihre Zurückweisung stillheimlich befriedigt. Programmgemäss war jetzt das Abendessen einzunehmen, ob die Gäste es wollten oder nicht. Es war jedenfalls höchste Zeit, diese widerspenstigen Fremden an die gutbürgerliche Ordnung zu gewöhnen und Pünktlichkeit beim Abendessen gehörte mit dazu. So schleuste er seine Gäste erneut durch ein Labyrinth von Gängen und Höhlen, bis sie die Eshöhle – Kantine genannt – erreichten: einen graubetonierten Raum mit einer Unmenge regelmässig geordneter Tische. Alles wirkte sauber und schmucklos. Einzig die blauen Salzstreuer auf den Tischen brachten einen Farbtupfer. Viele Männer und Frauen, alle in dieselben braunen Tarnanzüge gekleidet, eilten mit gefüllten Tablett zu den Tischen, um hastig ihr Abendessen zu verschlingen. Über jedem Tisch hing eine Uhr mit einem sich rasch drehenden roten Zeiger, der die Essenden an das Verrinnern der Zeit gemahnte.

Das Essen wurde hinten im Raum aus grossen Kupferkesseln ausgeteilt. Einige Leute warteten ungeduldig, dass man ihnen schöpfte, aber der Hauptausteiler stritt sich heftig mit dem Küchenpersonal. Schlumpf vier wollte seine Gäste in eine ruhige Ecke, an einen noch leeren Tisch bugsieren, aber Silvan bedeutete ihm ungeduldig, dass er sich selber zu helfen wisse. Gekränkt zog der junge Neidgenosse ab und liess sie endlich allein.

Sie gelangten denn auch ohne ihren Begleiter glücklich zum Ausschank, wo ihnen der Hauptausteiler vier genau bemessene Portionen eines undefinierbaren Käseaufbaus auf die Teller schob.

Sie setzten sich neben einen mürrisch sein Essen verschlingenden Neidgenossen. Silvan sah sich sorgfältig um. Etwas lag in der Luft, eine Ruhe, die nicht stimmig war. Während er den Käseaufbau schaufelte, beobachtete er unauffällig die Leute an den Nebentischen. Er

spürte immer deutlicher eine nur schlecht verborgene Spannung. Ein Blick von Madeleine verriet ihm, dass auch ihr die gespannte Atmosphäre nicht entgangen war. Sie sahen Leute, die einander wie zufällig aus dem Weg gingen, und sie beobachteten Tische, an denen sich junge Leute erregt unterhielten, um plötzlich zu schweigen, wenn ein uniformierter Autokrat vorbeiging. Sie sahen Neidgenossen, die geflissentlich aneinander vorbeiblickten oder bewusst Unverbindliches plauderten, jeder auf der Hut, den Tischnachbarn nicht durch eine unvorsichtige Bemerkung herauszufordern.

Silvan wandte sich dem mürrisch hockenden Tischnachbarn zu und sprach ihn an. „Eine phantastische Angelegenheit, Ihre freie Republik, eine Insel des Friedens und des Wohlstandes inmitten eines stürmischen Meeres von Niedergang.“

Der Mann blickte überrascht von seinem Käsegericht auf. „So sieht es aus, und so wollen es unsere Herren Archivare: eine unbedeutende, kleine Insel“, sagte er knurrend. Er spuckte ein Stück Käserinde auf den Tellerrand, und seine Hand verkrampfte sich um den blauen Salzstreuer. Silvan spielte den Naiven und lockte ihn durch lobende Worte aus der Reserve.

Der Mann verlor seine Geduld und flüsterte wütend: „Ihr habt keine Ahnung, was hier vorgeht. Ihr seid fremd und könnt deshalb nicht wissen, wie mich diese Wände anöden. Sollen wir uns weiterhin damit begnügen, ständig mehr Material anzuhäufen, um es nutzlos im Berg zu verstauen? Mit den Waffen, die archiviert sind, könnten wir die Welt beherrschen, statt in diesem abgelegenen Reduit zu versauern und uns das Leben von bornierten Autokraten vorschreiben zu lassen. Es ist Zeit, dass alles anders wird. Ich bin nicht der einzige, der so denkt.“

Plötzlich fiel ihm ein, dass er vor diesen wildfremden Gästen zu weit gegangen war. Hastig verliess er ihren Tisch. Silvan schmunzelte zufrieden. Er brauchte die glimmende Glut der Unzufriedenheit nur geschickt zu schüren und die Neidgenossenschaft würde wie eine reife Frucht in die Hände der Partei des Südens fallen. Geduldiges Anheizen und sorgfältiges Intrigieren aus dem Hintergrund, so hiess seine Devise.

Silvan hatte sich schon am nächsten Morgen einen Schlachtplan zurechtgelegt. Es hiess, die Unzufriedenen zu sammeln und zu organisieren, um in einem zweiten Schritt die Bundesarchivare auszuschalten, wenn nötig mit Gewalt.

Er hatte keine Zweifel, dass er die Neidgenossenschaft praktisch in der Tasche hatte. Gerade misstrauische und neidvolle Eingeborene waren leicht zu manipulieren. Wer Wände vor dem Kopf hat, stolpert leicht über selbstgebaute Tabus. Das, was er bisher von den Neidgenossen gesehen hatte, bestätigte ihn in seiner abfälligen Meinung.

Leider sollte er sich in einem Punkt täuschen: Die Bundesarchivare waren schlauer, als er in seiner Arroganz dachte. Sie waren sich der Unzufriedenheit vieler Neidgenossen durchaus bewusst. Genau mit der Absicht, den Fremden als Lockvogel zu benützen, erlaubten sie ihm vollen Freiraum. Und so war Silvans Plan schon von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Dies sollte er zu seinem Kummer erst erkennen, als es zu spät war.

Im Moment jedoch war Silvan von sich und seinen Putschplänen voll überzeugt. Selbstbewusst trug er seinen drei Begleitern seine Strategie vor. Die Unzufriedenheit sei gross, ja mit den Händen greifbar. Es brauche nur einen entschlossenen Kick und schon komme es zum Aufstand. Er kenne diese Art vorrevolutionärer Situation gut genug, um sicher zu sein, dass nichts schief gehen könne.

Aber Madeleine und Karina wehrten sich gegen seine Pläne. Sie hatten die Nase voll von seinem überheblichen Gehabe. Sie waren nicht bereit, sich weiter von Silvan kommandieren zu lassen. Sein männliches Überlegenheitsgefühl ging ihnen wider den Strich. Sie waren ihm bisher brav gefolgt und was war das Resultat? Dass sie sich von Wänden eingeschlossen fanden, als ob sie vollberufliche Hausfrauen wären. Vor allem Madeleine fühlte sich in diesem sonnenlosen Bergversteck unwohl und eingeengt. Die mit unsinnigen Autohülsen

vollgestopfte Neidgenossenschaft war ihr zuwider. Im Unterschied zu Silvan machte es ihr keinen Eindruck, dass ganze Höhlen mit Kühlschränken, Tresoren, Rechenautomaten und Bildmaschinen überfüllt waren. Daneben Beton auf Beton, grau auf grau, kaum Grünes, abgesehen von einigen blassgrünen Kartoffelfeldern. Auch ging ihr die herrschende Dreieinigkeit der Neidgenossen – Sicherheit, Ruhe und Ordnung – auf die Nerven.

So wies Madeleine, von Karina unterstützt, die Pläne Silvans heftig zurück. Alles Argumentieren nützte nichts. Silvan musste einsehen, dass er sich im Augenblick nur auf den folgsamen Andreas abstützen konnte.

Während Silvan und Andreas weiter berieten, zogen die beiden jungen Frauen auf eigene Faust umher, in der vagen Hoffnung, der bedrückenden Enge des Kantons Nestlé zu entkommen.

Sie kamen nicht weit. Karina stolperte über eine Betonplatte und verstauchte sich schmerzhaft ihren rechten Knöchel. Glücklicherweise befand sich ein Krankenregal in der Nähe. Eine junge, kurzhaarige Frau in weisser Schürze sass daneben auf einem Stuhl. Sie las angespannt in einem alten Krimi und liess sich durch die hinkende Fremde nicht stören.

„Nehmen Sie ruhig, was Sie brauchen. Das Verbandszeug ist oben rechts. Unten links finden Sie essigsaurer Tonerde“, rief sie Karina zu. „Ich werde mich später um euch kümmern. Ich bin gerade an der spannenden Stelle, wo der dicke Detektiv das baumgrüne Alibi des Parlaments zerpfückt.“

Madeleine verband Karinas Knöchel, während die junge Frau angestrengt weiterlas und sich vor Aufregung in die Lippen biss. „Wer hätte das gedacht: der Gärtner ist also doch der Baumtöter“, murmelte sie erregt. Aber sie hatte sich täuschen lassen, denn zum Schluss erwies sich ein Grosskonzern als der unheimliche Unhold, der den Wald klammheimlich ermorden liess.

Als die junge Frau ihren Kriminalroman zu Ende gelesen hatte, seufzte sie und streckte sich genüsslich. „Kann ich euch helfen?“ fragte sie endlich. „Alles schon in Ordnung. Ihr zwei wisst euch selbst zu helfen, sehr gut.“ Sie strich anerkennend über Karinas sorgfältig eingebundenen Fussknöchel. „Ihr seid neu“, bemerkte sie. „Ihr gehört sicher zum schwarzhaarigen Fremden, der sich zu uns geflüchtet hat?“ Als Madeleine unwillig nickte, grinste sie. „Euch gefällt es hier nicht. Wohl zu eng? Ihr werdet euch schon daran gewöhnen. Leute gewöhnen sich an alles, wenn genug Zeit vergeht. Wer sich anpasst, kann gut leben. Nur auffallen darf frau nicht.“ Sie lachte neckisch und wickelte sich eine Rolle Verbandsmaterial wie einen Turban um ihren Kopf.

Sie blickte auf eine der Uhren, die überall hingen, um die Neidgenossen an ihre Pflichten zu erinnern. „Oh weh“, fuhr sie erschrocken auf. „Bald Zeit für diesen blödsinnigen Zivilschutzübung. Besser wir verschwinden, bevor man uns Gasmasken aufzwingt und umherjagt. Ich weiss einen Ort, wo uns niemand stört.“

Eilends führte sie Madeleine und Karina, die immer noch stark hinkte, zu einer Holztüre, die einen engen Felsgang verdeckte. „Betreten ohne Versicherungsschutz“ warnte eine Tafel. Ein grelles Sonnensymbol unterstrich die Warnung.

„Ihr habt sicher keine Angst vor ein bisschen Sonnenlicht, oder?“ fragte ihre Begleiterin. „Nein. Also nichts wie rein, bevor die Alarmsirenen losheulten.“

Entschlossen öffnete sie die Holztüre. Sie betraten einen dunklen, feuchten Gang, der von Spinnen wimmelte. Zum Glück erweiterte sich der Gang schon nach knapp hundert Metern zu einer breiten Höhle.

Madeleine und Karina blickten staunend in einer Märchenwelt. Von weit oben, durch einen Spalt, drang helles Sonnenlicht durch; Sonnenlicht, das sich an Kristallblumen und einem schillernden Wald von Stalagniten widerspiegelte. In der Mitte der Tropfsteinhöhle lag ein stiller Teich, in dem sich einige Goldfische tummelten. Am Ufer des Teichs, dort wo das Sonnenlicht den Boden streifte, hatte die junge Frau einen winzigen Blumengarten

angelegt. Stolz zeigte sie Madeleine jede einzelne Blume. „Zwar in den Farben nicht so kräftig wie Papierblumen, aber irgendwie feiner“, meinte sie. Sorgfältig rückte sie einen kleinen Spiegel so zurecht, dass auch die Blumen am Rand erleuchtet wurden. Karina setzte sich auf einen Stalagniten und warf den Goldfischen Brotkrumen zu. Madeleine blickte lachend zur Decke, wo Stalakiten, viele behängt mit glitzernden Kristallblumen, im Sonnenlicht rot und gelb leuchteten.

Die drei jungen Frauen blieben so lange in der stillen Höhle, bis auch der letzte dünne Sonnenstrahl verschwunden war.

Auch am nächsten Tag zogen sich Madeleine und Karina in die märchenhafte Tropfsteinhöhle zurück. Es war der einzige Ort in der Neidgenossenschaft, der unverbaut und unverdorben war. Zudem wollten sie Silvan entgehen, der sie unentwegt zu Aktionen und Intrigen aufrief. Sie trafen auf die junge Krankenschwester, die intensiv ihren winzigen Blumengarten pflegte: den einzigen Garten, der den wachsamen Augen der Bundesarchivare bisher entgangen war.

Leider war auch dieses kleine Tropfsteinparadies bedroht, denn am dritten Tag stolperten zwei Neidgenossen mit Messlatten und Planpapieren in der Höhle umher, in der festen Absicht, die nötigen Korrekturen am unplanmässigen Wachstum der Stalakiten anzubringen. Sie wurden von einem Priester im Tarnanzug begleitet, der zu achten hatte, dass die überlieferten Traditionen des Einbetonierens genau eingehalten wurden. Angesichts der im Sonnenlicht glänzenden Kristalle fühlte er sich offensichtlich unwohl. Er schwenkte empört eine stinkende Benzinlaterne. „Teuflische Natur, hebe dich hinweg“, zischte er. Missbilligend blickte er auf die drei jungen Frauen, die in verdorbener Sinneslust den Blumengarten pflegten.

Silvan war unterdessen nicht untätig geblieben. Im Gegenteil. Er hatte Andreas beauftragt, die ersten Unzufriedenen für die gute Sache zu rekrutieren. Wie immer fügte sich Andreas bereitwillig Silvans Wünschen, und er suchte Anschluss an eine Gruppe Jugendlicher, die gelangweilt den Hundegraben umlagerten. Wie ihn aufgetragen, schürte er geschickt deren Langeweile. „Wohl nicht los? Wände, nichts als Wände? Was soll schon gross los sein, mit diesen vertrockneten Bundesarchivaren an der Spitze! Und was sollen diese blöden Autos hier? Sie nehmen euch nur jeden Platz weg!“

Sein Sticheln hatte kaum Erfolg. Die jungen Neidgenossen hörten ihm schweigend zu und wandten sich ab. Was wollte dieser Bursche mit seinem Terminalgehebe? Wohl ihnen die Mädchen wegschnappen, dieser Chipsficker!

Nur zwei Burschen, Lehrlinge der Kantonalhöhle Sulzer, waren weniger abgeneigt, vor allem als Andreas sie zu einer Runde Bier einlud. Nach dem ersten Krug noch skeptisch, begeisterten sie sich nach dem vierten, fünften Krug immer heftiger für eine richtige Umwälzung aller Verhältnisse. Und nach dem sechsten Krug waren alle drei einhellig der festen Ansicht, dass jetzt und gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen sei.

Gedacht, getan. Mit wohlgezielten Fusstritten gingen sie gemeinsam gegen eine Autokarosserie los, mit dem Resultat, dass die hölzerne Autohülle in Stücke zersplitterte.

Diese unerhörte Untat rief sofort eine Handvoll besorgter Neidgenossen auf den Plan. Die Missetäter waren bald von empörten Bürgern umringt und ehe es sich die drei jungen Männer versahen, hatte man sie schon vor den Richter geschleppt.

Der Richter, ein griesgrämiger Mann mit langem Schnauz, trug eine braune Lederkleidung. Seine Füsse steckten in schwarzen Lederstiefeln und auf dem Kopf trug er sein Amtszeichen, einen roten Metallhelm mit weissem Kreuz. Er sass angegurtet auf einem hohen Stuhl, neben sich ein Steuerrad und zwei antike Radkappen, Symbole seiner Macht über Leben und Tod.

Mit kühler Wut herrschte er die drei Schuldigen an, die mit gesenkten Köpfen vor ihm zu knien hatten. „Ihr habt Privateigentum beschädigt und damit das Bürgerrecht eines Neidgenossen angetastet. Für eure Untat gibt es keine Verteidigung und für das, was ihr getan habt, gibt es keine mildernden Umstände. Zur Strafe werdet ihr für volle sechzig Minuten zu Fussgängern degradiert. Ich habe gesprochen. Toll sei eurer Seele gnädig.“

Die beiden Lehrlinge heulten entsetzt auf und baten schluchzend um Mitleid. Sie seien von Andreas irreführt worden. Aber der Richter blieb hart. „Das Urteil steht und es wird noch heute vollstreckt.“

Er schlug mit einem Hammer zweimal gegen sein Steuerrad, worauf die drei Sünder von stämmigen Gerichtsdienern bis zur Urteilsvollstreckung in eine enge, fensterlose Kammer eingesperrt wurden.

Die beiden Lehrlinge schluchzten leise, von der Schande überwältigt, zu Fussgängern entwürdigt zu sein und sei es auch nur für eine Stunde. Dabei entstammten sie beide alteingehönten Autokraten-Familien. Andreas setzte sich stumm und ernüchert in eine Ecke, mit dem unbehaglichen Gefühl, in seiner Mission kläglich versagt zu haben. Er wollte von seinen Mitgefangenen wissen, was der Urteilsspruch bedeute, aber diese schluchzten nur noch heftiger.

Unterdessen wurde schon alles für die öffentliche Vollstreckung des Schuldspruchs vorbereitet.

Die Untat und das richterliche Urteil sprachen sich rasch herum und die ersten Neidgenossen kamen in freudiger Erregung herbeigeeilt. Eine öffentliche Vollstreckung war ein spannendes Ereignis in einem sonst langweiligen Höhlendasein. Zum Fussgänger degradiert zu werden war zwar hart, aber gerecht; eine Strafe, die schon zur Zeit von Kaiser August üblich war, so die Erzählung einer alten Frau, die es wissen musste. Strafe muss sein, vor allem wenn heiliges Eigentum angetastet wird, war die einhellige Meinung der herbeiströmenden Neidgenossen.

Sie schauten eifrig einigen Freiwilligen zu, die auf Befehl des Richters in einer der Kantonalhöhlen einen runden Platz von allen Autohüllen räumten. Einer der Autobesitzer sprang wütend aus seinem Haus, als man seine Holzkarosserie wegtrug.

„Lasst mein Auto in Ruhe! Der Parkplatz gehört seit Generationen unserer Familie!“

Er beruhigte sich jedoch rasch, als ihm erklärt wurde, dass es um die Bestrafung dreier Automörder gehe. Eine Fussgängerjagd schien nur gerecht. Dafür konnte er schon für eine Stunde seinen Parkplatz opfern. Aufgeregt mischte er sich unter die Menge, die erwartungsvoll zusah, wie der leergeräumte Platz durch einen mannshohen Stachelzaun umschlossen wurde. Nur an einem Ende blieb ein breiter Durchgang, der durch ein Fallgitter abgesperrt werden konnte. Weiter hinten wurde ein hohes Holzpodium für den Richter und andere Ehrengäste errichtet.

Immer mehr Neidgenossen umlagerten erwartungsfroh und gut gelaunt die Arena. Einige trugen rotweisse Fahnen und Hundeglocken mit sich. Andere hatten sich mit Opernguckern und Holzleitern bewaffnet. Ein geschäftstüchtiger Mann benützte die Gelegenheit, um den Zuschauern sauer-süsse Pilze zu verkaufen.

Die Menge klatschte, als der ledergekleidete Richter das Holzpodium betrat, gefolgt von drei Gerichtsdienern, die ihm seine Amtszeichen – roter Helm, Steuerrad und antike Radkappen – nachtrugen. Der Richter blickte stolz auf die Menge herab. Auf sein Zeichen wurden die drei Schuldigen in die Arena gestossen.

„Für eine ganze, lange Stunde heisst Euer Schicksal: Fussgänger!“ schrie der Richter und die zuschauende Menge schleuderte ihnen Spottworte entgegen. Die beiden Lehrlinge standen mit hängenden Schultern auf dem Platz. Sie schämten sich zu Tode. Andreas hingegen war weniger beschämt als verwirrt. Er hatte keine Ahnung, was das Ganze sollte. Er brauchte nicht lange zu warten.

Der Richter gab erneut ein Zeichen. Zwei Vierräder, uralte, immer wieder aufgemöbelte Automobile mit stinkenden Methanmotoren, fuhren in die Arena, gesteuert von zwei helmbewehrten Archivaren. Hinter ihnen schloss sich das Fallgitter. Für die drei Fussgänger gab es kein Entkommen mehr.

Die Zuschauer brüllten begeistert, als die zwei Autofahrer ihre Motoren aufheulen liessen und dann unversehens auf die drei Fussgänger losrasten, mit dem Ziel, sie ordnungsgemäss zu überfahren.

Andreas und die beiden Lehrlinge sprangen rechtzeitig beiseite. Die beiden Automobile fuhren knapp an ihnen vorbei. Die Autofahrer liessen jedoch nicht locker und verfolgten die drei verzweifelt rennenden Fussgänger in rasanter Fahrt, sehr zum Vergnügen der Zuschauer und einiger Gerichtsreporter. Immer wieder hörte Andreas das Brüllen eines Motors dicht hinter sich. Nur ein rascher Seitensprung vermochte ihn zu retten. Aber die Autofahrer hatten Zeit. Allmählich ging den Fussgängern die Luft aus, vor allem weil beide Autos bestialisch stanken.

Einer der Lehrlinge keuchte heftig und ehe er sich versah, wurde er von einem Kotflügel meterweit fortgeschleudert. Mit gebrochenen Schienbein und blutenden Schrammen blieb er liegen.

„Das Urteil ist vollstreckt!“ rief der Richter. „Goal!“ schrie das Publikum. Fahnen wurden geschwenkt und Hundeglocken geläutet. Eine junge Frau überreichte dem siegreichen Autofahrer einen Kranz. Zwei Gerichtsdienstler eilten in den Ring und schleppten den verletzten Fussgänger auf einer Bahre weg.

Ein Zeichen des Richters und die Strafjagd ging weiter. Siegesgewiss und von den Zuschauern ermuntert, drückten beide Autofahrer aufs Gas. Aber Andreas sprang auch diesmal geschickt zur Seite und eines der Autos raste klirrend gegen das Gitter. Die beiden Gerichtsdienstler konnten es nur mit grosser Mühe wieder freibekommen. Der Autofahrer hupte wütend und nahm diesmal den Lehrling aufs Korn. Der liess Kopf und Schultern hängen. Er blieb einfach stehen und liess sich resigniert überfahren. „Goal, Goal!“ schrie das Publikum, wenn auch weniger begeistert. Der bewusste, heftig blutende Junge wurde von den Gerichtsdienstlern vom Platz getragen. Er hätte eine leichtere Strafe verdient, fanden seine Verwandten, als sie ihn verbanden.

Jetzt war es an Andreas, sich überfahren zu lassen, nach alter Fussgängersitte.

„Junger Mann, sei willig! Nimm deine Strafe tapfer entgegen!“ mahnte ihn der Richter.

Die beiden Autofahrer hoben siegessicher ihre Daumen und fuhren direkt auf ihn los. Aber Andreas gab nicht auf. Behende wich er den Automobilen immer wieder aus. Wie ein Hase rannte er in der Arena hin und her, so dass sich die beiden Fahrzeuge gegenseitig blockierten. Aber es war ihm anzusehn, dass ihm schon bald der Schnauf ausgehen würde. Dicke, schwarze Auspuffwolken brachten ihn zum Husten und seine Augen begannen zu tränen.

„Noch ein Goal!“ schrien die Zuschauer erwartungsfroh. Sie schwenkten begeistert ihre blutrote Fahne mit dem bleichen Kreuz.

Andreas' Ende schien nahe, doch dann geschah das Unerwartete. Andreas sprang unvermittelt auf das Dach eines der Automobile und klammerte sich fest. Der Fahrer konnte noch so rasante Kurven steuern, er war nicht abzuschütteln. Auch ein scharfes Abbremsen brachte nichts ein, ausser dass ihm Andreas mit dem Fuss die Rückscheibe zerbrach. Die Zuschauer stampften erregt. Es war unerhört, wie sich dieser Fussgänger benahm: feige und würdelos. Der Richter ermahnte ihn, sich der gerechten Strafe nicht zu widersetzen. Es nützte nichts. Andreas hielt sich krampfhaft fest, bis der Richter gezwungen war, das Urteil abzupfeifen.

Viele ältere Neidgenossen waren von Herzen empört. Ein unversehrter Fussgänger. Das hatte es seit Menschengedenken nie gegeben. Es war ein Schlag ins Gesicht von Gesetz und Ordnung. Nur einige jüngere Männer und Frauen grinsten klammheimlich.

Dank seiner Leistung als unverletzter Fussgänger wurde Andreas im ganzen Reduit wohlbekannt. Vor allem die Unzufriedenen begrüßten ihn heimlich als ihren Helden; eine Tatsache, die von Silvan geschickt für seine Pläne ausgenützt wurde.

Allerdings blieb Silvans Plan, die unzufriedenen Neidgenossen gegen die Bundesarchivare zu mobilisieren, schon bald im Sande der Teilnahmslosigkeit stecken.

Zwar waren viele Neidgenossen mit ihrem engen Leben hinter grauen Wänden nicht zufrieden. Über die Bundesarchivare wurde offen geschimpft und geflucht. Nahezu jeder Neidgenosse war ein gewiefter Nörgler. Aber die Unzufriedenen waren mit ihrer Unzufriedenheit sattsam zufrieden. Nörgeln und Schimpfen genügten ihnen vollauf. Sie hatten weder Lust noch Kraft, mehr zu tun. Neidisch wie sie waren, konnten sie sich kaum zu gemeinsamen Taten bewegen. Ihr Dasein hinter abschirmenden Bergwänden hatte ihnen jede Kraft geraubt und ihr materieller Überfluss liess sie zu passiven Zweiflern verkommen. Sie kannten keine Alternativen und sie hatten Angst vor Experimenten. Sie begnügten sich damit, ihren Ängsten und unausgefüllten Wünschen am Biertisch Ausdruck zu geben und wehe dem, der sie darin stören wollte.

Selbst Silvan musste einsehen, dass sich die überwiegende Mehrheit der Neidgenossen zu nichts und gar nichts bewegen liess. Nach einer Woche hatte er höchstens eine Handvoll Anhänger um sich geschart und dies auch nur dank Strömen von Freibier. Schlumpf Vier, der sich unter diese Gruppe mischte, informierte regelmässig die Bundesarchivare. Silvan war schlau genug zu merken, dass ihm eine Falle drohte.

Auch Karina warnte ihn, gegen die Bundesarchivare vorzugehen. „Dein spinniges Vorhaben, das Archiv mit seinen Geheimnissen in die Hände zu bekommen, kannst du vergessen“, meinte sie. „Am besten, wir verlassen diese verrückte Höhlenstadt.“

Madeleine und neuerdings auch Andreas waren derselben Ansicht. „Raus aus diesem Loch! Ich kann diese Bergwände nicht länger aushalten!“ rief Madeleine. Unbehaglich blickte sie zu einigen Steinhäusern, die auf drei Seiten von nacktglänzendem Gestein umschlossen waren. Oben schien die Decke auf sie herabzustürzen. „Raus in die frische Luft! Ich habe keine Lust, lebend begraben zu werden!“

Silvan war nun bereit, die Flinte ins Korn zu werfen und die Neidgenossenschaft zu verlassen. Er würde in seinem Bericht an die Partei des Südens einfach schreiben, dass das Bergreduit der Archivare uneinnehmbar sei. Niemand könnte ihm dann den geringsten Vorwurf für den Misserfolg zuschieben. „Also gut, morgen früh verschwinden wir“, lenkte er ein.

Dieser Entscheid missfiel den Bundesarchivaren. Sie hatten den Fremden nicht in ihr Reduit eingelassen, um ihn sang und klanglos wegziehen zu sehen. Nein, er musste zuerst seine Funktion als Sündenbock erfüllen. So gaben sie Schlumpf Vier heimlich einen Befehl, als er ihnen die Pläne der Gäste verriet.

Spät nachts wurde Silvan unsanft aus einem tiefen Schlaf wachgerüttelt. Helles Licht blendete ihn. Benommen setzte er sich in seinem Bett auf. Eine Gruppe von maskierten Gestalten umlagerte ihn.

„Die Zeit zum Handeln ist gekommen!“ schrie eine der Gestalten und fuchtelte mit einer Pistole vor Silvans Nase herum. „Auf zu Eroberung des Archivs! Es lebe die Revolution, nieder mit den Archivaren!“ rief eine andere Maske.

Silvan wollte beschwichtigen, aber da kam er schlecht an. Noch mehr bewaffnete Masken drängten sich in sein kleines Zimmer. Sie befahlen ihm, sich anzuziehen und mitzukommen.

Der Putsch sei in vollem Gange, alles sei wohl organisiert. Jetzt komme es auf ihn an, sie zu führen.

Silvan wehrte sich, doch es half nichts. Einstimmig wurde er zu ihrem Führer gewählt. Einige drohende Pistolen unterstrichen seine Wahl. Er hatte kaum Zeit, Hemd und Hosen anzuziehen, als er schon gewaltsam aus dem Zimmer gestossen wurde. Draussen im Gang standen weitere bewaffnete Masken, zwischen ihnen Andreas, Auch ihn hatten sie zum Mitmachen gezwungen.

Eilig rannten die Aufrührer durch die nachtleeren Gänge und Höhlen, in Richtung Bundeshaus; Silvan als Anführer zuvorderst, von seinen Anhängern sorgfältig bewacht. An den rotweissen Wagenrädern vorbei eilten sie über die breite Eingangstreppe des Bundeshauses direkt ins Büro der Bundesarchivare. Dort wurde Silvan hinter den roten Vorhang gezerrt und mit Gebrüll auf einen der sieben Ledersessel geschnallt. Einer der Maskierten drückte ihm ein Steuerrad in die Hände. So war Silvan unvermittelt und wider seinen Willen zum neuen Bundesdiktator gewählt.

Unterdessen durchkämmten andere Rebellen das Bundeshaus. Aber sie erwischten nur Sekretär Terminal und zwei Bundesweibel, die empört ihre Besen schwingen. Vor den Bundesarchivaren war keine Spur zu entdecken. Sie waren weder in ihren Büros noch in ihren Schlafzellen auffindbar. So kehrten die Putschisten unverrichteter Dinge zu Silvan zurück. Sie umlagerten ihn erregt und schrien nach Befehlen. Jetzt, da er den Stuhl der Macht besetze, sei er für alles verantwortlich.

Als hintergründige Organisatoren des Aufstandes beobachteten die sieben Bundesarchivare durch einen Einwegspiegel in einer versteckten Nebenkammer belustigt die vergeblichen Anstrengungen Silvans, sich von seiner Verantwortung loszuschnallen. Sie kicherten leise, als sie Sekretär Terminals Entrüstungsschreie hörten.

Der arme Terminal kriegte vor lauter Empörung kaum Luft. Ein Putsch, ja ein regelrechter Aufstand und dies in seiner wohlgeordneten Bürowelt. Es war unerhört, direkt unverschämt. Mit hochrotem Gesicht beschimpfte er die Aufrührer. Er war auch nicht zu beruhigen, als ihm einer der Maskierten den wahren Sachverhalt ins Ohr flüsterte. Terminal hörte nicht zu und schimpfte lauthals weiter, sehr zur Belustigung der heimlichen Beobachter.

Aber Spass genug. Die im Nebenzimmer versteckten Archivare gaben Alarm und schon bald war das Bundeshaus von einer Menge wütender Neidgenossen umstellt, in ihrer aufrichtigen Empörung von Vertrauten der Archivare aufgeheizt.

Von lautem Sirenengeheul in ihrem gerechten Bürgerschlaf gestört und geweckt, umlagerten immer mehr Neidgenossen das Bundeshaus. Es wurde erregt diskutiert und spekuliert. Man denke sich, ein Putschversuch und dies in der ordentlichen Neidgenossenschaft. Unbegreiflich und unverschämt, vor allem nachts, wenn alle schlafen wollten.

Angesichts der empörten Volksmenge blieb den Aufrührern keine andere Wahl, als sich zu ergeben. Der Putsch war plangemäss gescheitert.

In gekünstelter Empörung betrat einer der Bundesarchivare das Büro. Mit donnernder Stimme befahl er den hinter ihm vordrängenden Neidgenossen, die hinterlistigen Verräter allesamt festzunehmen. Allerdings gelang den meisten Maskierten, wie zufällig, die Flucht durch eine Hintertür (womit sie ihren Auftrag zufriedenstellend beendeten). Zum Schluss verblieben nur Silvan, Andreas und drei von der Entwicklung der Dinge völlig überraschte Neidgenossen, die man zum Mitmachen gezwungen hatte. Sekretär Terminal gab Andreas triumphierend einen kräftigen Fusstritt.

Bald hatte jeder Neidgenosse vom jämmerlichen Misslingen eines gefährlichen Umsturzversuches gehört, angezettelt von diesem dunkelhäutigen, schwarzhaarigen Fremden; einem Asylanten, der sich als angeblicher Steuerflüchtling das Vertrauen einiger

missgeleiteter Neidgenossen erschlichen hatte. Die Tatkraft und kaltblütige Entschlossenheit der Bundesarchivare wurde allgemein gelobt. Dank ihrer Wachsamkeit waren die heilige Ordnung und sanfte Ruhe der Neidgenossenschaft wieder hergestellt. Die Wiederwahl der Archivare war so gut wie gesichert.

Die Übeltäter, von braven Bürgern beschimpft, wurden kurzerhand in einen grossen Hundekäfig gesteckt und an der Decke der Zentralhöhle aufgehängt. Andreas versuchte, die drei mitgefangenen Neidgenossen zu beruhigen. Durch ihre erregte Diskussion schwankte der Käfig heftig. Sie konnten ihre Gefangenschaft nicht begreifen. Sie hatten nur das getan, was man ihnen befohlen hatte. Verzweifelt schrien sie ihre Unschuld in die emporstarrende Menge, aber es hörte ihnen keiner zu.

Silvan setzte sich missmutig in eine Ecke des Käfigs. Er hatte sich übertölpeln lassen. Nicht zu fassen. Er, ein wohlgeborener Parteigenosse aus Bologna, war von diesen primitiven Höhlenmenschen überlistet worden. Aber eben: diesen unterentwickelten Völkern nördlich der Alpen war nicht zu trauen. Heimtückisch vereitelten sie jeden Plan, ihnen zu helfen.

Neben ihrem Käfig wurde ein zweiter Hundekäfig emporgehievt. Darin sassn Madeleine und Karina eingesperrt. Als Begleiterinnen Silvans waren sie der Verfolgung nicht entgangen. Eine Gruppe von Zivilschützern hatte sie in der Tropfsteinhöhle aufgestöbert und verhaftet.

Nun baumelten auch die beiden jungen Frauen an der Höhlendecke, über Silvans Dummheit hell empört.

Die nächsten zwei Tage blieben die Gefangenen eingesperrt. Ihre Käfige hingen wie die anderen Hundekäfige an dicken Seilen von der Decke. Einmal im Tag wurde ihnen von unten Wasser und Brot gereicht und einmal im Tag wurde ihr blecherner Nachttopf geleert. Sonst liess man sie in Ruhe, ausser dass aus allen Kantonalhöhlen Schulklassen herbeieilten, um sich die Bösewichte anzusehen; von patriotischen Lehrern begleitet, die das Hohelied der tapferen Schweiz sangen, einer Schweiz, die sich auch diesmal für ihre immerwährende Neutralität gewehrt habe.

Am dritten Tag wurden die beiden Käfige gesenkt. Silvan und seine Mitgefangenen wurden wortlos vor den Richter geschleppt. Es war derselbe Richter, der schon Andreas zum Fussgänger degradiert hatte. Erneut sass er angegurtet auf einem hohen Stuhl, in seine braune Lederkleidung eingezwängt. Auf dem Kopf trug er wiederum seinen roten Richterhelm mit weissem Kreuz.

Er hatte die Instruktionen der Bundesarchivare sorgfältig studiert und war bereit, das Gesetz in aller Strenge anzuwenden, so wie es sein Gewissen befahl. Er war es dem Rechtsstaat schuldig, hart und unerbittlich zu bleiben, umso mehr als ihm ein hartes Urteil eine hübsche Belohnung einbringen würde.

Angesichts der Schwere der Strafhandlungen – ging es doch um Hochverrat – stellten die Gerichtsdienner links und rechts grosse Spiegel auf, so dass den Angeklagten das grimmige Gesicht des Richters vielfach entgegen grinste.

Ein Gerichtsdienner schlug den Gong und der Richter donnerte los. Wutverzerrt schrie er den Angeklagten ihre Schandtaten ins Gesicht: Verrat, Täuschung und Hinterlist, ein Anschlag auf Ruhe und Ordnung, ein Verbrechen gegen demokratische Unterordnung und parteipolitische Konkordanz, alles in der eitlen Hoffnung, gegen wohlgeordnete Wände anzurennen.

Die Gerichtsdienner stiessen die drei angeklagten Neidgenossen vor den Richter. Mit hängenden Schultern standen sie vor ihm. Sie erklärten sich bereitwillig schuldig, was auch immer man ihnen vorwerfe.

Ein kleiner, flinker Greis in grasgrüner Uniform sprang an ihre Seite. Es war ihr Verteidiger. Die drei Angeklagten seien von unechten Steuerflüchtlingen, von verkappten Asylverbrechern verführt und missbraucht worden, erklärte er. Mit spitzen Fingern wies er

auf Silvan und seine Begleiterinnen. Dies müsse als Milderungsgrund anerkannt werden. Zudem seien alle drei Angeklagten tapfere Urnengänger, die ein Ja wohl von einem Nein zu unterscheiden wüssten; drei Bürger aus guten Familien, deren Stammbäume bis in die alten Tage von EMD und AHV reichten.

Der Richter liess sich von der Eloquenz des Verteidigers nicht erweichen. Wehret den Anfängen, war seine Instruktion. Zur Bestürzung der Zuschauer erhielten die drei armen Neidgenossen gleich einen zweijährigen Auto-Entzug aufgebrummt. Ihre Führerscheine wurden an Ort und Stelle verbrannt. Verzweifelt schreiend und all ihrer bürgerlichen Rechte entkleidet, wurden sie aus dem Gerichtssaal getrieben; drei aus der heilen Welt der Autokraten ausgestossene Neidgenossen, die sich in den nächsten beiden Jahren weder an der alljährlichen Luftverschmutzung noch an der Jagd auf Fussgänger beteiligen durften.

Ein hartes Urteil, fanden viele Zuschauer. Der Verteidiger erwog einen Rekurs, aber ein schmuckes Geschenk von Seiten der Bundesarchivare liess auch ihn die Gerechtigkeit des Urteils erkennen.

Nun waren die restlichen Übeltäter an der Reihe. Der Richter hob sein Steuerrad und liess es hundertfach auf die vier Angeklagten niederspiegeln. Silvan liess sich nicht beeindrucken. Er tat, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge und zupfte bedächtig an seinem Schnauz. Andreas, Karina und Madeleine jedoch schrakten vor der Wut des Richters zurück. Diesmal gab es kein Entkommen. Ihr Schicksal schien besiegelt. Sie wandten sich hilfeschend an den grasgrünen Verteidiger, der sofort vortrat, um pflichtschuldig mildernde Gründe vorzubeten.

Der Richter stoppte ihn kurz. „Für diese Straftäter gibt es keine Verteidigung. Sie haben den Schutz unserer Neidgenossenschaft verwirkt. Für ihre Frechheit, sich als echte Steuerflüchtlinge auszugeben, haben sie die Höchststrafe verdient.“

Er räusperte sich bedeutungsvoll. Die Gerichtsdienner rückten die Spiegel so zurecht, dass das strenge Gesicht des Richters vielfach auf die Zuschauer niederschlug.

„Die Angeklagten haben die Höchststrafe reichlich verdient“, wiederholte der Richter.

„Sie werden ab sofort zu Asylanten zurückgestuft und somit recht- wie schutzlos. Wie es Asylanten von altersher gebührt, sind die Angeklagten schleunigst aus der Neidgenossenschaft auszuschaffen. Zur Strafe für ihre Untaten werden sie der wilden, ungezügelter Natur ausgeliefert. Heimatlos sollen sie Bäumen und Blumen, Regen und Wind, Sonne und Eis ausgesetzt sein. Gott sei ihren Seelen gnädig.“

Die Zuschauer schauderten entsetzt. Alle dankten den dunklen, undurchdringlichen Bergwänden, die sie vor der grausigen Weite der Welt schützten.

In ihrer Selbstgerechtigkeit merkten weder Richter noch Zuschauer, wie die Angeklagten erleichtert aufatmeten. Sie hatten befürchtet, für immer in diesem Steingrab eingesperrt zu bleiben, einem Volk ausgeliefert, das sich zur Engherzigkeit bekehrt hatte.

Erneut wollte der Verteidiger vorspringen, mit dem Vorsatz zumindest einen Aufschub des Urteils zu erbeten. Vier Menschen einfach aus dem Reduit auszustossen, schien ihm fast unmenschlich. Menschen der nackten Natur mit ihrem deckenlosen Himmel auszuliefern war nur nach sorgfältigem Abwägen rechtens. Zumindest ein zweites Rechtsgutachten war notwendig, um sein Gewissen zu beruhigen.

Aber der Richter blieb hart. „Das Urteil wird sofort vollstreckt. Hinaus mit den Verurteilten!“

Er brauchte nicht zweimal zu rufen. Zehn stämmige Frauen der Elisabeth-Kopp-Brigade packten die vier Verurteilten und warfen sie ohne weiteres Federlesen aus dem Reduit.

Ganz benommen lagen Silvan, Madeleine, Andreas und Karina draussen vor dem grauen Eisentor, das sich hinter ihnen knirschend schloss. „Endlich wieder frische Luft!“ jubelte

Andreas. Ein Alptraum hatte sein Ende. Erlöst warf er einen dicken Granitbrocken gegen das Eisentor.

„Verschwinden wir, bevor es jemandem einfällt, uns zu begnadigen!“ rief Madeleine. Misstrauisch beäugte sie die zwei Kanonen, die den Eingang ins Reduit bewachten. Aber alles blieb ruhig. Kein Neidgenosse liess sich sehen.

Silvan blickte sich nach der Eisenkutsche um, doch die Metallschienen lagen leer und unberührt. Glücklicherweise entdeckte Andreas am Ufer des Stausees ein geräumiges Ruderboot, mit dem sie über den See rudern konnten.

Karina und Madeleine übernahmen das Rudern, Silvan zum Trotz. Zuerst fuhren sie im Kreis, aber bald hatten die beiden jungen Frauen das Boot im Griff. Mit voller Kraft ruderten sie auf den Staudamm zu.

Plötzlich vernahmten sie hinter sich einen gedämpften Knall, der von einem unheimlichen Poltern abgelöst wurde. Als sie sich erschrocken umblickten, sahen sie, wie sich hinter ihnen eine schmutzige Staubwolke der Bergwand entlang erhob. Einige schwere Steinbrocken purzelten in den See, zum Ärger einiger Enten, die beleidigt wegflogen. Die Staubwolke löste sich auf. Eine Lawine von Dreck und Steinen hatte sich vor den Eingang zum Reduit der Neidgenossen geschoben.

Was die vier Reisenden nicht wussten: Der Höhleneingang war auf Befehl der Bundesarchivare gesprengt worden, um die Gefahr fremder Einflüsse ein für allemal zu bannen.

So verharrten die Neidgenossen sicher und unbeweglich hinter ihren Bergwänden, reich und selbstgenüßlich ihre gesammelten Schätze hütend. Nur von Zeit zu Zeit hörten Schafhirten, die sich in das einsame Tal verirrt, ein unheimliches Sirenengeheul aus dem Berginnern aufsteigen; ein Zeichen, dass die Neidgenossen weiterhin wehrbereit waren. Aber da sie sich nicht um die übrige Welt kümmerten, kümmerte sich auch die Welt nicht um die Neidgenossen. Sie wurden schlicht und einfach vergessen.

Auch unsere vier Reisenden kannten keinen sehnlicheren Wunsch, als das ungastliche Volk zu vergessen. So ruderten sie ohne Unterbruch über den See. Am Staudamm liessen sie das Boot liegen, um vorsichtig den steilen Erdwall hinunter zu steigen.

Unten trafen sie einige verwirrte Altwarenhändler, die sich den Knall und die Staubwolke nicht zu erklären vermochten. Auch die Grenzsoldaten waren besorgt. Das Auftauchen der vier Fremden schien höchst verdächtig. Mit erhobenen Gewehren vertraten sie ihnen den Weg.

Silvan liess sich nicht aus der Ruhe bringen. Er beruhigte Händler und Grenzsoldaten. Geschehen sei nichts, gar nichts.

„Wenn etwas geschehen wäre, hätte man Sie garantiert informiert“, erklärte er den Grenzwächtern geduldig. „Dass keine neuen Befehle eingetroffen sind, ist der beste Beweis, dass sich nichts geändert hat.“

Sein Argument war einleuchtend und die Grenzsoldaten senkten ihre Gewehre. Barsch gaben sie den Händlern den Befehl, ihre Waren abzuladen und zu verschwinden. „Fremde mögen wir nicht“, schrie einer der Grenzwächter drohend. Er wusste nicht, dass auch er für immer aus der Gemeinschaft der Reduitgenossen ausgeschlossen worden war.

Silvan erfuhr, dass einer der Händler in Richtung Süden fuhr und bereit war, ihn auf seinem Maultierwagen mitzunehmen. So verabschiedete er sich von Madeleine, Andreas und Karina. Er war begierig, nach dem zivilisierten Süden zurückzukehren und der Partei Bericht zu erstatten. Nach allen Umtrieben und Unannehmlichkeiten bei den wilden Eingeborenen im Norden der Alpen hatte er sicherlich eine Beförderung verdient. Eifrig setzte er sich neben

den Händler auf die Fuhrbank. Die Maultiere setzten sich in Bewegung, widerwillig, so dass der Händler seine Peitsche knallen liess.

Karina, Madeleine und Andreas winkten Silvan nach, bis der Maultierwagen um eine Wegbiegung verschwand. Dann wanderten sie gemeinsam nach Norden, in Richtung Basel, jener Kleinstadt am Rheinknie, die sich ganzjährlich zur Fasnacht rüstete.

Epilog

Silvan erreichte seine Heimat im Süden nach einigen harten Wochen gesund und wohlbehalten. Sein Bericht über die unsagbaren Zustände im Norden der Alpen erregte bei Partei und Kirche ein reges Interesse. Die Kirche sandte auf der Stelle eine Schar mit Gebetsteppichen ausgerüsteter Missionare aus, um die Schweizer Barbaren vom Genuss von Schweinefleisch abzuhalten. Die Partei des Südens nahm Silvans Bericht zum Anlass, um eine gross angelegte Entwicklungshilfe für den armen Norden zu organisieren. Schon bald durchschwärmten massenweise Entwicklungshelfer die zurückgebliebenen Gebiete der Schweiz. In solidarischem Eifer beteiligte sich die gesamte Bevölkerung Italiens und Afrikas an Sammlungen zugunsten der armen Eingeborenen. Die Solidarität war gross und sogar von südlich der Sahara kamen Pakete mit getrockneter Kamelmilch.

Leider erwiesen sich die Alpenbewohner als weitaus weniger entwicklungsfähig, als die Experten es erwartet hatten. Die Zivilisation des Südens machte bei den hartköpfigen und biertrinkenden Schweizern nur langsame Fortschritte.

Silvan konnte dank seiner heroischen Reise in den wilden Norden in Partei und Kirche des Südens rasch aufsteigen, um seine Karriere gar als geachteter Generalsekretär und persönlichen Berater des Heiligen Vaters Achmed III abzuschliessen.

Madeleine und Andreas, die beiden Eingeborenen, die ihn auf seiner Reise tapfer begleitet hatten, blieben in Basel, wo sie Karina Wettstein in ihrem fastnächtlichen Machtkampf unterstützten. Kurz bevor Karina zur Eroberung der Höchsten Laterne ansetzte, wurde die Republik Basel allerdingst von Westen her angegriffen. Eine mächtige Armee von Aktionären des französischen Generalmanagements bedrängte die Stadt, um sie zwangsweise zu reprivatisieren. Zwei Wochen lang wurde Basel belagert. Zum Glück gelang es Karina, sich mit dem Generalmanagement zu arrangieren: Basel wurde zur Freien Aktionärsrepublik erklärt und in lockerer Allianz mit dem Westreich verbunden. Karina übernahm das Ehrenwerte Stadtmanagement, unterstützt von Madeleine und Andreas, die zu Hauptaktionären befördert wurden.

Heftiges Heimweh zwang Andreas später wieder in sein Bündner Heimatdorf Fanas zurück. Seine ständigen Erzählungen über seine Abenteuer mit Silvan verärgerten seine Mitbürger so stark, dass sie ihn einhellig zum Gemeindepräsidenten ernannten; einer uralten schweizerischen Tradition gemäss, unnütze Schwätzer mit politischen Ämtern zu überladen.